

Bis zum 15. April sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- Georg Otto, Simon Petrus. Gedichte. 48 S. in Leinenband mit Goldschnitt 1,50 M. Zwickau, Johs. Herrmann.
- Lulu von Strauß-Torney, Balladen und Lieder. 158 S. geb. 2,50 M. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.
- Th. Matthias, Bismarck als Künstler nach den Briefen an seine Braut und Gattin. 234 S. geb. 3 M. geb. 3,80 M. Leipzig, Friedr. Brandstetter.
- Oskar Bank, Ich bin bei euch alle Tage. Ein christliches Lebensbuch in Bild und Lied. Mit Bildern von B. Blochhorst u. Alexander Bick. Volksausgabe. 287 S. geb. 10 M. Leipzig, Jacobi & Zocher.
- Wilh. Herz, Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. Vierte Auflage. 90 S. kart. 2 M. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Alb. Kleinschmidt, Gedichte. 272 S. geb. 3 M. Leipzig, Friedr. Brandstetter.

Zeitschriftenchau.

- Alpenromane, Neue Schweizer. Von Oskar F. Walzel. Litterar. Echo. 13.
- D'Annunzio und die Duse. Von Otto Stoeßl. Wage. 16.
- Rehge, Hans, und Martin Voelk. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 25.
- Bismarck im Ausland. Von Bruno Gebhardt. Nord und Süd. 301.
- Wibtreu, Karl. Von D. Stauf v. d. March. Neue Bahnen. 7.
- Brief, Der deutsche. Von Georg Steinhäufen. Litterar. Echo. 14.
- Buchschmuck, Zur Geschichte des. Von Fedor v. Zobeltitz. Litterar. Echo. 14.
- Busch, Wilhelm. Von Franz Diederich. Deutsche Heimat. 28.
- Die, Anna, eine Oberlausitzer Dichterin. Internat. Litteraturberichte. 6.
- Drama, Das und die moderne Weltanschauung. Von Paul Ernst. Deutsche Heimat. 27. 28.
- Frauenlyrik, Neue. Von Stefan Zweig. Litterar. Echo. 14.
- Gobineau. Von Eugen Kreher. Gesellschaft. 4.
- Goethe's Satanologie im Faust. Von Kuno Fischer. Nord und Süd. 301.
- Hammerling, Robert. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 7.
- Hauptmann und Sudermann. Von G. Metelmann. Internat. Litteraturberichte. 7.
- Herz, Wilhelm, Erinnerungen an. Von Helene Raff. Gesellschaft. 4.
- Hugo, Viktor, als Lyriker. Von Stefan Zweig. Magazin für Litteratur. 11.
- Humor und Kunst. Von Karl Busse. Internat. Litteraturberichte. 6.
- Jean Paul, Neue Schriften über. Von Ludw. Geiger. Litterar. Echo. 13.
- Jöns's Dramen. Von E. Brausewetter. Internat. Litteraturberichte. 7.
- Jörn Uhl. Von Lili du Bois-Reymond. Lotse. 27.
- Jordan, Richard, als Übersetzer. Von Paul Tesdorpf. Hessenland. 7.
- Jung-Elfaß. Von Karl Stork. Litterar. Echo. 13.
- Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 7.
- Kunstunterricht. Von Jos. Aug. Lur. Wage. 15.
- Lamprecht's Litteraturbetrachtung. Von Fritz Vienhard. Litterar. Echo. 14.
- Lillencron's „Buntes Brett“. Von S. Heckscher. Lotse. 25.
- Lombard, Jean. Von Paul Wiegler. Wage. 14.
- Mörke-Miniaturen. Von Felix Poppenberg. Lotse. 23.
- Opern, Neue. Von Alb. Geiger, Kurt Wiegand und Ludw. Bräutigam. Gesellschaft. 4.
- Pädagogische Rundschau. Von Ludw. Fleischer. Wage. 13.
- Steinhäufen, Wilhelm. Von Karl Meißner. Deutsche Heimat. 26.
- Süddeutsche Erzähler. Von Hans Weber-Lutkow. Internat. Litteraturberichte. 6.
- Theater, Bemerkungen zum modernen. Von Alex. v. Gleichen-Rußwurm. Neue Bahnen. 7.
- Tolstoi-Litteratur, Zur. Von Georg Treppin. Gesellschaft. 5.
- Wilbrandt, Adolf. Von Hans Lindau. Nord und Süd. 301.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warnke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.
Verlag: Gose & Tetzlaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Gebeling in Stettin, Pölitzerstraße 81.

Monatsblätter für deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Juni 1902.

Heft 9.

Fata Morgana.

Am Rand der Wüste, in Sonnenduft,
Ein gleißend Trugbild — das winkt — das ruft —
Du jagst ihm nach, Du vergißt Dein Leid,
Du vergißt die Schauer der Einsamkeit.
Es sinkt der Abend, Du merkst es kaum —
Schon gleißt er näher, Dein Trug, Dein Traum!
Die Füße bluten, Du kimmst im Lauf
Die letzte Höhe hinauf, hinauf —
Du streckst die Hände, Du hältst es fast —
Da sinkt das Bild, und der Glanz verblaßt!
Du stehst allein, Deine Hände leer,
Und weiter trägt Dich die Kraft nicht mehr.
Ins Dämmer starrest Du verführt hinaus —
Leg' Dich nur schlafen. Dein Weg ist aus.

Bückeburg.

Lulu von Strauß-Torney.

Stille.

Die Linden duften süß und mild
Ams alte Muttergottesbild,
Ein Bienensummen, sonst kein Laut,
Wo überm Feld die Schwüle braut.

Am Wegrand schließ die Stunde ein,
Im Traum noch bröckelnd Sand und Stein. —
Die Mutter Gottes sieht ihr zu
Und neigt den Kopf und nickt dazu.

Neuwied.

Paul Steinmann.

Die Dorfkirche.

Du Kirchlein vor mir, so armselig doch,
Du rührst die Seele mir so eigen an.
In bitterster Gedanken starrem Joch
Wird mir so schwer, daß ich's kaum tragen kann.

Ist das des Suchens tiefverarmter Schluß,
Das siegestirnig durch die Sterne drang,
Daß ich vor Dir beschämt verstummen muß,
Dorfkirchlein Du, mit deinem Glockenklang?

Ob's wirklich Wahn, was in durchwachter Nacht
Gleich Blitzgeglüh uns prächtig weit umgoß?
Der großen Geister Erbe, Sturm und Pracht,
Wir fühlstens so! zu uns wie Ströme floß!

Die Weisheit säugte uns zu Riesen auf.
Wie wardst du, Kirchlein, da so klein, so klein!
Von deiner Kuppel angestrahltm Knauf
Ging unser Weg ja erst ins Licht hinein!

Und nun, du Stimme, die mich so verwirrt,
Mit Schauern rührt, die tief und eigen sind —
O wenn ich's wüßte, daß mein Fuß geirrt,
Ich betete und weinte wie als Kind!

Gustav Schüler.

Frühlingmorgen im Dorf.

Die Sonne küßt die Erde wach
Mit ihrem goldnen Strahl,
Es bläst aus hohem Turmgemach
Der Türmer den Choral.

Und um den Brunnen steht im Kreis
Am Markt die Kinderschar,
Sie singen zu des Höchsten Preis
Ein Liedlein hell und klar.

Die Blütenbäume locken stumm
Ins tauesfrische Feld,
Nun schnall ich mir mein Ränzel um
Und zieh in die blühende Welt.

Dresden.

Kurt Warmuth.

Die letzten Worte des Steuermanns.

„Die Segel gerefft! Und die Flaggen gehißt!
Die Masten mit Bändern umwunden!
Ich habe so lange die Heimat vermißt —
Nun hab' ich den Hafen gefunden!“

So rief und jauchzte ein Steuermann,
Als er vom Fieber erwachte,
Und ihn das schwarze Trauergespann
Zum Lande der Seligen brachte.

Und als ich den Greis in die Tücher gelegt
Und schweigsam die Kerzen entzündet,
Da rief ich noch einmal, auf's tiefste bewegt,
Was seine Lippen verkündet . . .

Und als wir zum blühenden Friedhofsgrund
Durchschritten die steinerne Pforte,
Da jauchzte des Glöckleins erzener Mund
Auf's neue die seltsamen Worte:

„Die Segel gerefft! Und die Flaggen gehißt!
Die Masten mit Bändern umwunden!
Ich habe so lange die Heimat vermißt —
Nun hab' ich den Hafen gefunden!“

Sittau.

Otto Promber.

Unter Sternen.

Die Stille kehrte bei uns ein,
Wie milder Glanz von Friedenskerzen,
Als wir um Mitternacht allein
Hinschritten mit verschwiegenem Herzen.

Der Turm der Kirche reckte kühn
Sich vor uns auf aus Nacht und Enge —
Die Sterne sahen wir erblühn
Hoch über uns — in reicher Menge.

Da glitten Deine Blicke weit
Hinaus in die erhellten Fernen.
Du sprachst: „So möcht' ich alle Zeit
Mit Dir hinwandeln unter Sternen.“

Bargfeld (Holst.).

Ernst Ludwig Wulff.

Die Hexe.

Ich bin die Hexe, die sie hassen,
Die man verfolgt und die man schlägt,
Weil aus dem Antlitz, diesem blassen,
Verzehrend heiß die Flamme schlägt.
Sie stören selbst auf hartem Pfähle
Den kargen Schlummer mir bei Nacht,
Ob keine Zauberformel fühle
Den Höllenbrand, den ich entfacht.

Ich bin die Hexe, — durch die Heide,
So dornenreich — so thränenmaß,
Schreit' ich zur Nacht im rauhen Kleide
Barfuß und ohne Stab fürbaß.
Es ächzt und seufzt und kriecht im Moose,
Schwer durch die Luft der Nebel schleift,
Durch's Dunkel stern- und blütenlose
Des Baumes kahl Geäste greift.

Ich bin die Hexe, — hört Ihr's klingen?
Das wilde Heer die Luft durchjagt, —
Weit breitend meiner Seele Schwingen
Geht's sausend durch die Sturmesnacht.
Rings Mohn und Feuerlilien blühen,
Die flecht' ich in mein Rabenhaar, —
Ich schüttle es — und Funken sprühen:
So liegt der finst're Weg mir klar.

Ich bin die Hexe, — ohne Ende
Bau' ich an der Dämonen Reich, —
Hohnlachend breit' ich meine Hände,
Mit glüh'nden Fesseln bind' ich Euch.
Einst war im friedlichen Gelasse
Ein Kind ich, fromm und rein und gut, —
Ihr formtet mich mit Eurem Hasse:
Nun trink ich jauchzend Euer Blut!

Dornhausen. Elisabeth Rohn.

Leben.

Zur Sichelstunde will ich sagen können,
Was ich mir that an allen Tagen gönnen:
Bin faltergleich durch Lenzesluft gesogen
Und habe jeder Blume Duft gesogen,
Hielt jedem Sonnenstrahl die Hand entgegen,
Wenn selig ich am Wegesrand gelegen,

Und keinen Trunk ich je vom Munde setze,
Mit dem mich hold die heiße Stunde lezte.
Wo andre spärlich haben nippen müssen,
Durst' ich mit nimmersatten Lippen küssen.
So lebte ich vom Leben wild umflossen
Und hab mein Herz mit keinem Schild umschlossen,
In Rausch und Glut und heißem Gliederbeben
So lebte ich, so würd' ich wieder leben.

Dresden. Börries Freiherr von Münchhausen.

Sprüche.

Ich streue aus, und wenn ich treu mich mühte,
Dann hoff' ich, kehrt ein Segen mir zurück;
Doch in der Aussaat liegt das reinste Glück, —
Die Ernte überlaß ich Gottes Güte.

Perlen haben sie gesucht am Strand,
Tief gebückt im Wandern, stundenweit;
Und die eine, die ich feiernd fand,
Ließen sie: die Gottesherrlichkeit.

Was an Sorgen dich umschart,
Gieb's den Winden!
Schnellen Kurs und freie Fahrt
Wird es finden.

Berlin.

Elisabeth Kolbe.

Vier Skizzen.

Von Hermann Basse.

Madonna.

Mir träumt von einem toskanischen Marienbilde . . .

Es war ein junger Maler, dem Botticelli aus der Werkstatt gelaufen. Er hatte lange nichts mehr gemalt, statt dessen spielte er verliebten Edeldamen die Gitarre, verfaßte zügellose Sonette und verbrachte seine Nächte mit den Dirnen des Ungarno beim Chianti. Eines Tages aber sah er ein junges Weib, schön wie die Schönheiten des Ghirlandajo, und von diesem Tage an hörte er zu schlemmen und zu lästern auf. Die Frau war eine vornehme Witwe, aus dem Hause der Pazzi, und nahm bald darauf den Schleier.

Der Maler fiel in tiefe Melancholie. In seiner verwahrlosten Werkstätte bereitete er eine runde Holztafel, setzte sie auf die Staffelei und malte in wenigen Wochen das Bildnis jener Schönheit. Er malte sie als Madonna, schöner, schlanker und süßer als alle Marien des Botticelli, des Ghirlandajo und des Fra Filippo.

Vereinsamt und schwermütig trieb er sich dann auf den Plätzen und in den Kirchen der Stadt umher, seine Kunst, sein Leben und seine Liebe verfluchend. Da begegnete ihm ein hagerer Mönch mit tiefen, brennenden Augen, welchem viel Volks nachdrängte. Auch der Maler folgte ihm nach und hörte ihn auf der Piazza della Signoria reden. Sie waren wie nahes Donnern und wie Heroldsrufe des Weltgerichts, die Reden des Savonarola.

Ein Holzstoß war auf dem großen Plage aufgeschichtet, auf den trugen Reiche und Arme viele schöne, sündige Dinge: Novellenbücher, Zauberbücher, Gemälde nackter Frauen, Skulpturen aus Holz, aus Silber, aus Gold, Halsketten, gestickte Prunkröcke. Ein Mönch zündete den Haufen an. Die Menge schrie, weinte, jauchzte, und sie schwieg atemlos, so oft Savonarola redete.

Ein angstvoller Wahnsinn stieg aus dieser Menge und aus den Reden des Mönches dem Maler zu Haupt. Er eilte wie ein Verzweifelter fort, er kam wieder und warf, in ein Tuch gehüllt, seine Madonna auf den brennenden Stoß.

Der Stoß geriet ins Wanken, er neigte sich, und die runde Holztafel, noch nicht vom Feuer versehrt, fiel herab und rollte zu Füßen der Menge hin. Das Tuch fiel davon ab, das Bildnis lag leuchtend vor Aller Augen. Ein Murren und ein Schrei erhob sich aus der Menge, Hände streckten sich nach dem Kleinod aus.

Da trat Savonarola hinzu. Die Menschen wichen scheu zurück. Er hob die Tafel auf, warf einen flüchtigen Blick seiner lodernden Augen auf das Gemälde und legte es auf die rauchenden Reste des Scheiterhaufens.

Nach einer Minute war das Bild vernichtet.

Es stellte die heilige Jungfrau in einem Kranz von violetten Anemonen vor, mit auf der Brust gekreuzten Händen, und war süßer als alle Madonnen des Botticelli, des Ghirlandajo und des Fra Filippo.

Der Mönch.

Ich hatte wieder einmal die Certosa di Val d'Ema besucht, das große Kloster mit den wenigen alten Mönchen nahe bei Florenz. Der führende Frate erkannte mich, aber er zeigte es nur durch ein stilles Lächeln.

Ich bat ihn, mich zu den Gräbern der Acciajoli zu führen. Und wir stiegen in die kühle Unterkirche hinab, wo ich meine Sehnsucht nach dem Anblick des schönen jungen Lorenzo stillte, der so sanft und eigen die steinernen Finger aneinanderlegte.

Dann begann ich mit dem Mönche zu reden.

„Ein trauriger Aufenthalt hier unten!“ sagte ich.

O, es ist sehr kühl hier, antwortete er.

„Was ist Eure Beschäftigung?“

Ich pflege das Obst und führe die Fremden.

„Und Ihr seid zufrieden?“

Sollte ich es nicht sein?

„Habt Ihr niemals traurige Stunden?“

Nein, Herr. Wie sollte ich?

„Nun, ich denke, in müßigen Zeiten —“

Es sind stets Fremde zu führen. Auch pflege ich das Obst.

„Ihr wollt es nur nicht sagen. Oder seid Ihr wirklich immer zufrieden?“

Sollte ich es nicht sein? Wir lügen nicht, wir Brüder.

Wir gingen zurück, und ich gab ihm ein Geldstück.

Wollen Sie nicht die Kreuzgänge sehen? fragte er.

„Ich danke Euch, nein. Lebet wohl!“

Er lächelte merkwürdig. Er hatte doch gelogen.

Die Mönche.

Es kam mir so traurig vor! Es ging mir tagelang nach.

Wieder ein Besuch in der Certosa. Ein Engländer, der sehr schlecht italienisch sprach, redete am Portal der Kirche mit dem langbärtigen, einsilbigen Mönche.

„Wo ist der Bruder, der englisch spricht?“

Es spricht keiner von uns englisch.

„Aber man sagte mir, es sei ein irländischer Bruder in Eurem Kloster.“

Der ist gestorben.

„Ah! — Und Ihr seid siebzehn Brüder, nicht wahr?“

Jetzt sechzehn, Herr.

Mehr hörte ich nicht. Der Greis führte den Fremden in die Kirche, um ihm das große Fresko von Poccetti zu zeigen.

Der Bergsee.

Irgendwo ist ein Bergsee.

Keiner von den Seen des Schwarzwaldes, der bayerischen Alpen, der Schweiz oder Oberitaliens. Ein kleines Becken, achtzig Schritt lang, fünfzig breit, in Granit eingewaschen.

Der See ist ohne Farbe, krystallin klar, durchsichtig wie die Luft, so daß man jeden Stein auf dem hell graugrünen Grunde sehen könnte.

Auf diesem See ist nie ein Boot gefahren. Nie ist irgend etwas auf seiner Fläche geschwommen: kein Holz, kein Halm, kein Laub, keines Vogels Feder. Er liegt hoch über jener Grenze, an welcher das Gras und selbst das Moos zurückbleibt. Nie ist ein Murmeltier, ein Vogel, ein Schmetterling, ein Käfer, eine Gemse dort gewesen.

In jenem Wasser ist niemals ein anderes Spiegelbild gewesen als das der Sonne, des Mondes, der Sterne, der Himmelsbläue und der Wolken. Dort ist niemals ein anderer Laut erklingen als der des Windes, des Regens, des Donners und eines rollenden Steins.

Dort ist niemals ein Leid gewesen.

Dort ist niemals ein Leben gewesen. Und aus der Welt der Menschen ist nichts dorthin verirrt als meine Sehnsucht.

Heinrich Seidel.

Ein Gedenkblatt zu seinem sechzigsten Geburtstage.

Von Ludwig Schröder, Herlohn.

Mit großem Vergnügen erinnere ich mich noch immer jener Ferien vor einer Reihe von Jahren, in denen ich zum ersten Male Bücher von Heinrich Seidel las. Da war nichts Spannendes im gewöhnlichen Sinne; da gab's keine tiefen Erschütterungen



Heinrich Seidel.

und tragischen Konflikte, keine mächtig nachwirkenden Gedanken eines grübelnden, bis in die tiefsten Abgründe des Seelenlebens hinabsteigenden Dichters; da wurde nicht versucht, wichtige soziale Probleme zu lösen, wie in so vielen Werken jener Jahre; es waren keine schwerwiegenden Ewigkeitschöpfungen eines jener wenigen Großen, deren Geist ihre Zeit erhellt und in kommende Jahrhunderte hineinstrahlt, — aber

ich konnte mich doch kaum trennen von den köstlichen Büchern. Ich badete mich, los und ledig aller Pflicht, in dem Sonnenschein des Herzens, der den Dichter dieser Geschichten durchleuchtet und viele seiner Gestalten durchströmt. Alle Kritik schwieg in mir. Es war ein beglückender Zustand. Ob draußen der Sonnenschein noch so freundlich lockte, ich las und las, bis ich entdeckte, daß sich's draußen im Freien, in der herrlichen Gottesnatur, die Seidel so liebevoll zeichnet in seinen Geschichten, deren Züge er kennt, wie wir die Züge einer heißgeliebten Mutter kennen, noch viel besser las. Und ich nahm sie mit, die kleinen Büchlein, und wo ich Raft machte, da vertiefte ich mich in ihren Inhalt und lernte aus ihnen das Leben auch von der Sonnenseite betrachten. Als dann wieder die arbeitsreichen Tage kamen, da begleiteten mich seine liebenswürdigen Sonderlinge, diese vom Sonnenschein des Herzens durchströmten Gestalten in den Lärm des Tages, und es war mir, als hätte ich von ihnen gelernt, das auch mir beschiedene stille Glück im kleinen Kreise, in engen Verhältnissen, noch höher zu schätzen, als sei ihre Lebensanschauung, wo sie meinem inneren Wesen nicht geradezu widerstrebte, auch die meinige geworden. Eines Gewinnes aber war ich mir ganz gewiß: der Dichter hatte mein Auge für die Schönheiten der Natur geschärft, wie kein anderer vor ihm. Und dafür bin ich ihm ganz besonders dankbar; denn ich sah seitdem viel mehr von der stillen Poesie meiner Vaterstadt, der Karl Zimmermann in seinem „Oberhof“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, wenn er auch ihren alten ehrwürdigen Namen verschwieg, und von der großartigeren Berg- und Waldpoesie meiner neuen Heimat. Die Jahre gingen dahin, die Erinnerung an die Seidel'schen Gestalten verblaßte, nur dann und wann tauchte die eine oder andere seiner lebensvollen Figuren auf vor meinem geistigen Auge, erkannte ich in der Wirklichkeit die ewigen Vorlagen seiner lieblichen, landschaftlichen Stimmungsbilder. Da wurde ich im Jahre 1899, als die wohlfeile Lieferungs Ausgabe der „Erzählenden Schriften“ erschien, wieder zu Seidel hingeführt, und ich erlebte etwas Hoherfreuliches, was bei Büchern, die man seit Jahren nicht las, nicht gerade allzuhäufig vorkommt: ich las vieles mit demselben Genuß wie vor mehreren Jahren, manches sogar mit noch höherem. Und deshalb ist es mir nicht nur eine Freude, dem Dichter dieses Blatt auf den Geburtstagstisch legen zu können, — ich trage damit auch etwas von einer Dankeschuld ab.

In seinem autobiographischen Werke „Von Berlin nach Berlin“ und in einigen Skizzen, die mit jenem zusammen den siebenten Band der „Erzählenden Schriften“ bilden, hat Heinrich Seidel vieles aus seinem Leben berichtet und damit allen seinen Freunden eine große Freude bereitet. Wer seine Dichtungen kannte, las selbstverständlich auch diese Mitteilungen mit großem Genuß. Im engen Rahmen dieser Arbeit können aus dem reichen Schatze der Erinnerungen des Dichters nur einige bemerkenswerte Daten angeführt werden. Heinrich Seidel wurde am 25. Juni 1842 zu Berlin in Mecklenburg-Schwerin geboren; sein Vater war der Pastor Heinrich Alexander Seidel. Der Knabe verlebte eine schöne Jugend, die er in seinem oben genannten Buche gemütvoll geschildert hat. Es war eine echte Dichterjugend, und wir begegnen denn auch in den besten seiner Werke den Erinnerungen an die köstliche Zeit. Fast für jeden Dichter sind ja die Eindrücke der Jugend und der Heimat von großer Bedeutung, bei wenigen aber sind sie wohl so entscheidend gewesen wie bei Heinrich Seidel, nur

wenigen sprudelt der Born der Erinnerung so stark und rein. Seidel sagt selbst einmal: „Wenn ich später so ein Stück von Poet geworden bin, so habe ich die Meinung, daß in meiner einsam und träumerisch verbrachten Kindheit auf dem Lande dazu die ersten Keime gelegt worden sind.“ Sein Phantasieleben war früh rege, auch las er viel, wodurch seine Phantasie noch stärker angeregt wurde. Als er neun Jahre alt war, wurde sein Vater Pastor an der Nicolaiikirche in der Residenzstadt Schwerin; der Abschied von der idyllischen Heimat wurde dem Knaben recht schwer. Mit elf Jahren kam er auf das Gymnasium, und damit begann für ihn die freudloseste Zeit seines Lebens. Mit Humor, aber doch nicht ohne eine Beimischung von Bitterkeit und berechtigter Satire, hat Seidel diese Jahre geschildert, in denen ihm wenig Glück blühte, weil er nur in solchen Fächern (Deutsch, Mathematik, Geographie und Naturwissenschaften) etwas leistete, die damals als Nebenfächer galten, in den alten Sprachen aber wenig. Mehr als die Schule interessierte ihn die herrliche Umgegend Schwerins, die er eifrig durchstreifte. Damals zog die innige Liebe zur Natur in sein Herz, lernte er das Naturleben so genau kennen, wie nur wenige Menschen. Fast jedes Blatt seiner Schriften giebt Zeugnis davon. Das schon in den Kinderjahren begonnene Lesen setzte er eifrig fort; mit Leidenschaft las er die Dichtungen Uhlands, Heines und Andersens, die ihn am meisten begeisterten, außerdem viele Werke Coopers, Walter Scotts, Bulwers, den Gil Blas, den Don Quixote, Zimmermanns Münchhausen, die Schriften C. F. A. Hoffmanns u. v. a. In ganz ergöglicher Weise hat Seidel das erste Hervortreten seiner schriftstellerischen Neigungen geschildert. Aus Tertia ging er ab und beschloß, „Maschinenbuzer“ zu werden. Ein Jahr lang arbeitete er praktisch in der Schweriner Lokomotiv-Reparatur-Werkstätte; dann nahm er noch ein halbes Jahr lang Privatunterricht in der Mathematik und schrieb bei seinem Vater Aufsätze. Im Herbst 1860 aber reiste er nach Hannover, um das Polytechnikum zu besuchen. Nur ein Jahr lang konnte er das freie Burschenleben genießen, weil sein Vater während dieses Jahres gestorben und die Mutter nicht imstande war, ihm die zur Fortsetzung des Studiums nötigen Mittel zu gewähren. Oftern 1862 trat er als Lehrling in die kleine Maschinenfabrik von Raehler in Güstrow ein, und damit begann die Zeit des Emporarbeitens vom Fabrikarbeiter zum Ingenieur. Nachdem Seidel viereinhalb Jahre in Güstrow gelebt hatte, ging er im Herbst des Jahres 1866 nach Berlin, um auf der Gewerbeakademie noch einige Jahre zu studieren; vorher hatte er eine sehr schwere Erkrankung glücklich überstanden. 1868 trat er in die Wöhlert'sche Fabrik ein, anderthalb Jahre später nahm er eine Stellung bei dem Neubau der Potsdamer Bahn an. Zu diesen und den folgenden Zeiten führte er ein sonderbares Doppelleben, denn er war ängstlich bemüht, seine praktische Berufsthätigkeit und seine poetischen Liebhabereien, denen er auch schon in Güstrow seine freie Zeit gewidmet hatte, scharf auseinander zu halten. Seine Berufsgenossen ahnten nicht, daß seine Mußezeit von ganz anderen Interessen ausgefüllt wurde, und sträubten sich auch dann noch, es zu glauben, als man ihnen die Beweise dafür vorlegte. Sie kannten ihn eben nur als den nüchternen, tüchtigen Ingenieur, der seine ganze Kraft einsetzte, den an ihn gestellten, zum Teil recht großen Anforderungen gerecht zu werden; sie sahen in ihm nur den Verstandesmenschen, der seine Geisteskräfte in den Dienst des modernen Verkehrslebens stellte;

von dem träumerischen Gefühlsmenschen, der in Erinnerungen lebte und sann und gestaltete, wie jene, in deren Werke er sich liebevoll vertiefte, von dem gottbegnadeten Dichter wußten sie nichts. Im Jahre 1872 siedelte er auf das Neubau-Büreau der Berlin-Anhalter Bahn über, wo er bis zum Jahre 1880 arbeitete und große Aufgaben löste; seine größte war die Konstruktion des eisernen Daches der mächtigen Anfunsthalle. Im Jahre 1875 verheiratete sich der Dichter mit Agnes Becker, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, die ihm drei Söhne schenkte, und seit 1880 lebt er ganz seiner Muse. Vom Jahre 1870 an hatte er ein kleines Buch nach dem andern erscheinen lassen, aber keins fand Beachtung; auch als die Schriften vom Jahre 1882 ab in den Verlag von Liebeskind übergingen, der unermüdlich für den Dichter eintrat, wollte sich kein Erfolg einstellen. Erst das Jahr 1888 brachte ihn, und seitdem ist die Zahl der Freunde seiner Dichtungen ganz gewaltig angewachsen. Das beweisen die zum Teil sehr hohen Auflagen seiner Werke. Täuschungen und Widerwärtigkeiten, Gleichgültigkeit und Ablehnung sind ihm in reichem Maße zu Teil geworden, das Los hat er mit vielen Dichtern vor ihm gemeinsam; die Hoffnung auf den endlichen Sieg seiner Sache hat er aber nicht sinken lassen, und heute kann er mit Genugthuung sagen:

„Das muß ein großes Glück ich nennen,
Daß Viele, die mich garnicht kennen,
So Mann als Weib, so Greis als Kind,
Doch meine lieben Freunde sind.“

Die ersten, die nachdrücklichst auf Heinrich Seidel aufmerksam machten und ihm den Weg zum Herzen des Volkes bahnten, waren Richard Weitbrecht und Alfred Biese. Später sind viele Stimmen laut geworden, und wenn diese kleine Arbeit erscheint, dann werden anlässlich seines sechzigsten Geburtstages noch mehr laut werden. Und das ist gut; denn in Seidels Werken sprudelt ein Bergquell reiner Poesie, an dem sich noch viele Tausende laben können, wie sich viele Tausende gelabt haben. Ob auch manche seiner Kleinigkeiten mit Recht der Vergessenheit anheimfallen werden, manches weniger originelle Einzelwerk seine Anziehungskraft auf die Leser einbüßen wird: eine ganze Reihe seiner Schöpfungen wird bleibenden Wert behalten, und sein Meisterwerk „Leberecht Hühnchen“ sichert ihm die Unsterblichkeit.

Dieses im Laufe von zehn Jahren entstandene und anfangs in kleinen, in sich abgeschlossenen Stücken veröffentlichte Werk, das jetzt den ersten Band seiner „Erzählenden Schriften“ (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart) bildet, weist alle charakteristischen Eigenschaften der Seidel'schen Muse auf: einen starken Zug zur Idylle, innige Naturliebe und sonnigen Humor. Der Dichter hat in dem Helden der kleinen Geschichten, die jetzt ein solch harmonisches Ganzes bilden, eine wahrhaft typische Gestalt geschaffen; dieser „Anzeitgemäße Vertreter einer ganzen Seidel'schen Klasse von umgekehrten Übermenschen“, dieser „verspätete Seitenpröbling des seligen Schulmeisterleins Wuz“ ist eine Figur, die sich der Prachtfigur Onkel Bräsig von Fritz Reuter würdig anreihet. In seinem Buche „Von Berlin nach Berlin“ hat der Dichter auch etwas vom Urbilde zu der Figur seines Leberecht Hühnchen ausgeplaudert, von seinem mecklenburgischen Landsmann Karl Hohn, mit dem er in Hannover und Güstrow glückliche Zeiten verlebte. Das Beste hat Seidel seiner Gestalt aber aus

dem eigenen Innern gegeben. Von ihm hat Leberecht Hühnchen den zufriedenen Sinn; denn Seidel sagt einmal von sich selbst: „Ich habe von jeher einen ausgesprochenen Sinn für das Dürftige gehabt und vermag mich wohl zu erfreuen an dem schimmernden Spiele der Wolken, dem eintönigen rötlichen Heidemeer, dem Summen der Bienen, dem Flatterspiele der kleinen blauen Schmetterlinge, dem melancholischen Lullen der Heidelerchen und dem einsamen Schrei eines Vogels aus fernem Moorgrund.“ Diese Zeilen lassen gleichzeitig aber auch erkennen, daß der Dichter seinem fröhlichen Helden aus Eigenem die innige Liebe zur Natur gab, die ihn, den im Getriebe der Großstadt lebenden Poeten, zum Dichter der Heimat machte. Auch für die nicht in Mecklenburg spielenden Geschichten gaben ihm die in der Heimat verlebten Jugendjahre das Beste. Die träumerische Sehnsucht nach der Heimat, die er als Knabe naturjelig durchstreifte, paart sich in fast allen seinen Dichtungen mit tiefer Lebens- und Menschenbeobachtung. Seine Gestalten erleben alles, was er erlebt hat und — was er gern hätte erleben mögen. Und so ist auch bei Seidel, wie bei allen echten Poeten, die Poesie aus der Sehnsucht geflossen. Ich kenne nur wenige Dichter, die es so meisterhaft verstehen, die Natur zu schildern, wie Seidel, denen es so gut gelingt, das Naturleben zu den Personen ihrer Erzählungen und deren Schicksalen in Beziehung zu setzen, wie ihm. Der Naturpoet Seidel ist noch größer als der Humorist, dessen Humor Herz und Gemüt erwärmt und da am sonnigsten leuchtet, wo er die Resignation mit seinem Schimmer verflärt.

„Die Hauptquellader des Humors liegt im Gemüt, in der Menschenliebe, die auch alle Widersprüche zwischen Vernunft und Unvernunft mit heiterer Laune übergoldet, die auch an dem Wunderbaren und Sonderlichen, das so manches Menschen-dasein umfließt, ihre helle Freude hat.“ Seidels Humor hat alle Schattierungen. Im „Leberecht Hühnchen“ und vielen anderen Geschichten und Skizzen, deren Titel auch nur anzuführen schon zu weit führen würde, ebenso in seinen Gedichten, durchläuft er die ganze Skala vom feinsten, zartesten Humor, wie er u. a. auch in der stimmungsvollen Skizze „Die alte Gouvernante“ lächelt, bis zum Derbkomischen, ja Drahtischen. Selbst unsympathischen, ja abstoßenden Gestalten, die der Dichter als scharfer Beobachter auch geschaffen hat, verlieh seine Kunst menschliche Züge, die uns mit ihren Eigenheiten ausöhnen. Bei solchen Gestalten ist der Einfluß E. T. A. Hoffmanns zu spüren, wie bei andern der seines großen Landsmannes Fritz Reuter und anderer Dichter.

Heinrich Seidel hat vor zehn Jahren eine Skizze geschrieben unter dem Titel „Was sich am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages ereignete“, in der er mit behaglicher Ironie schildert, wie einige der lebenskräftigsten Gestalten seiner Bücher glückwünschend bei ihm erschienen, und wie er nachher in die Gesellschaft E. T. A. Hoffmanns, Jean Pauls, Chamisso's, Hauffs, Uhlands, Fritz Reuters und anderer „friedliebender Nevenants“ gerät, die ihm alle, einer nach dem andern, unter die Nase reiben, wie ihre Schriften in ihm weitergewirkt haben. Zuletzt sagt Reuter: „Ihr Glück, Landsmann, daß Mörike, Storm und Keller heut fehlen, die könnten sonst das Lied noch 'n paar schöne Verse weiterfügen. Was?“ Seidel hat in dieser Skizze den Reminiszenzenjägern eine Antwort erteilt, die ihn nur als Nachahmer

gelten lassen möchten und ihm damit schweres Unrecht zufügen. Denn der Dichter ist wohl den genannten Vorbildern seelenverwandt, Anklänge finden sich in großer Zahl; aber man kann ruhig behaupten, daß kein einziges seiner Werke so stark unter fremdem Einfluß steht, daß sein Eigenes dadurch ganz unterdrückt würde. In allen erkennen wir vielmehr trotz des Anklingens bekannter Töne den seine Selbständigkeit kraftvoll wahren Künstler. Es ist ihm, wie schon Adolf Stern betonte, die besondere Mischung der verschiedenen Elemente eigentümlich, und diese erhebt ihn zur Selbständigkeit, die ihm nur voreingenommene Kritiker abprechen können. Im Grunde erstreckt sich die viel betonte Ähnlichkeit von Dichtungen Seidels mit denen anderer Dichter doch nur auf äußerlichkeiten und auf die verwandte Stimmung, in die der Leser versetzt wird. In der Fabel seiner Dichtungen, mag sie auch noch so schlicht sein in den meisten Fällen, ist Seidel originell, und die Menschen, die er darstellt, sind wirkliche, lebendige Menschen aus dem Leben und nicht Spiegelbilder von Gestalten anderer Dichter oder gar verwaschene Kopien.

Wollte ich hier erschöpfend über Seidels Lebensarbeit berichten, so wäre noch sehr viel zu sagen, besonders auch über seine Lyrik, in der sich, ähnlich wie bei Theodor Storm, alle charakteristischen Züge des Erzählers wiederfinden und noch einige besondere dazu. Ich muß mich aber bescheiden und darf meiner Neigung, bei den Gedichten zu verweilen, nicht folgen. Die Schönheit der Sprache, die Anmut der Bilder, die Formvollendung der Prosaerwerke, überhaupt alles, was uns an diesen entzückt, finden wir in den Gedichten wieder, einzelnes sogar noch gesteigert, was ja eigentlich selbstverständlich sein sollte, aber es durchaus nicht immer ist. Gibt's doch gute Erzähler, die sich als Versdichter recht unglücklich ausnehmen.

Dem Märchenerzähler Seidel aber muß ich noch ein kurzes Wort widmen. Im sechsten Bande der „Erzählenden Schriften“ sind jetzt die Phantasiestücke vereinigt: das den Zauber des Waldes versinnbildlichende, von Naturliebe durchzitterte Märchen vom Waldfräulein Hehta und alle die andern Kostbarkeiten, die früher in die einzelnen Bände der „Gesammelten Schriften“ verstreut waren. Sogar ein plattdeutsches Märchen ist darunter, das von „Hans Peiter Semmelmann.“ Sonst hat Seidel nur selten sich ausschließlich der plattdeutschen Sprache bedient, u. a. in einigen wirkungsvollen Gedichten; er benützt den Dialekt aber sehr oft als vortreffliches Charakterisierungsmittel. Außer den Phantasiestücken in den „Erzählenden Schriften“ veröffentlichte der Dichter noch zwei Bücher „Wintermärchen“, die Bände 16 und 17 der „Gesammelten Schriften“ füllend und mit dem prächtigen Buche „Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande“ leider noch von der billigeren Ausgabe ausgeschlossen. Für unsere Jugend ist aber noch eine von Karl Köhling illustrierte Ausgabe veranstaltet worden (Union Deutsche Verlagsgesellschaft), die nur fünf Mark kostet. Nach diesem Märchenschatze sollten alle greifen, die es wissen, daß für unsere Kinder nur das Beste gut genug ist. Seidel hat den Wintermärchen einen Ausspruch E. T. A. Hoffmanns vorangestellt: „Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden.“ Er hat diese Mahnung selbst aufs strengste befolgt und so Märchen geschaffen, bei deren Lektüre alles in uns lebendig wird, was der Dichter geschaut hat. Die Übergänge vom Wirklichen in seinen Märchen zum lieblichen

Spiel der Phantasie sind so fein, daß man's gar nicht merkt, wie leicht man aus der realen Welt ins Traumland gefahren ist. Gesunder Realismus und echt deutsche Romantik sind in diesen Wintermärchen, wie auch in des Dichters andern Märchen, aufs wunderbarste verschmolzen, und deshalb ist ihr Erfolg bei den Kindern, den vornehmsten und ausschlaggebendsten Märchenlesern, gesichert.

In Seidels Dichtungen blühte lange Jahre manche Wunderblume unbeachtet und duftete vergebens. Heute aber wissen wir, was wir an ihm haben, daß ein Brunnens goldklarer Poesie in seinen Werken sprudelt. Und daß nichts den Weg zu diesem frischen Quell, aus dem man sich satt- und gesundtrinken kann, mit Geröll verschütte, daß es dem Dichter auch vergönnt sein möge, noch lange die Liebe seiner großen Gemeinde zu genießen, das ist ein Wunsch, in den alle freudig einstimmen werden, die den liebenswürdigen Dichter aus seinen Werken kennen und lieben lernten. Möge er noch immer mehr der Liebling des deutschen Volkes werden; möchten noch viel Mehrere seinem freundlichen Lockruf folgen:

Aus Haß und Hader, Tageslärm und Müh'n
Komm mit mir, wo die stillen Blumen blüh'n!

Viktor Blüthgens Gedichte.

Von Carl Busse.

Man hätte sein Bild vor die Verse stellen sollen, aber es hätte ein gutes, ja vortreffliches Bild sein müssen, von dem sein ganzes Wesen abzulesen wäre. Dichteraugen hätten uns dann angeschaut, die zwar Höhen und Tiefen viel gemessen, aber — wie bei jedem Poeten — Kinderaugen geblieben sind, voll naiver Verwunderung, voll treuherziger Güte; Augen, denen das Drohen und Zürnen nicht steht, die nicht Herrscheraugen sind, die aber in herzlicher Wärme und Begeisterung leuchten und in unwiderstehlicher Schelmerei lachen können; Augen, die man lieb haben muß, weil sie von einem echten, unverwüftlichen Herzen erzählen, das alle Stürme bestanden und seine offene Jugendlichkeit, seine gläubige Fröhlichkeit dabei bewahrt hat.

Alles dieses und noch viel mehr hätte uns das Bild — das gute Bild schon zeigen können. Nun fehlt es zwar, aber nun schaut alles Bedeutsame und Liebenswürdige aus den Versen, und wenn man das Buch sinken läßt, sieht man die grüßenden Augen, ob man sie im Leben vielleicht auch nie geschaut, doch deutlich vor sich, und man fühlt, daß ihnen die Gabe verliehen ward, kraft der eigenen Wärme und Güte alles Warme und Gute in uns an sich zu ziehen. So kommt es, daß Viktor Blüthgen auch viele ihm litterarisch Widerstrebende festhält, daß über den immerhin großen Unterschied der Generationen hinweg auch die Jugend, sofern sie nur ein volles Herz hat, zu ihm steht, und daß man ihm selbst nicht gram sein kann über Gedichte, die man zuerst fortwünscht, denn er hat jedes so herzlich erfüllt, daß das Menschliche darin über die litterarisch wechselnden Formen triumphiert.

Als der 74. Band der bekannten „Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller“ ist die neue vermehrte Ausgabe der „Gedichte von Viktor Blüthgen“ vor kurzem erschienen. Der feine Robert Engels hat sehr gelungene Zierleisten dafür geschaffen, und auch im übrigen ist die Ausstattung des Dichters und des Verlages würdig.

Liebeslieder stehen voran; allgemeinere Klänge „von Liebe“, unter denen gleich das Lied von den thatenlosen Händen uns durch seine Melodie bestrickt. Es schließt:

„Warum sinken die Lieder
Über Thränen mir nieder?
Fruchtlos bleibt, was ich wagend thur!
Denn um Herzen zu zwingen,
Hilft kein mutiges Ringen —
Ach! sie fallen dem Glücklichen zu.“

Wie vortrefflich ist hier durch das Ach! der letzten Zeile das Allgemeine wieder zum Persönlichen, der Gedanke zum Gefühl zurückgeführt! Aber unter der Melodie leidet auch die Plastik nicht. Ich wähle nur vier Zeilen aus „Ein Traum“, einem etwas zu lang geratenen Gedicht:

„Ich ging den Markt entlang. Das Wasser rann
Im Stephansbrunn mit schwachem Goldgeblige;
Die Fragen grinsten stumm-lebendig dran,
Der Heil'ge nickte traumhaft von der Spitze.“

Jedes Wort verstärkt hier das Bild, keines ist nur der Form wegen eingesetzt. Und wie lieb und weh ist „Nachtgesicht“, wie rührend „Psyche“! Wenn man ein stärker pointiertes Gedicht wie „Nachspiel“ dagegen hält, so neigt sich die Waage durchaus zu Gunsten der reinen Gefühlslyrik. An heiniß gedachten Pointen reißt sich die lyrische Muse fast stets die zarte Brust wund.

In den Cyclen „Luise“ und „Cläre“ werden dann bestimmtere Erlebnisse dichterisch gebunden. Hier ist viel reines, tiefes Empfinden, hier wogt ein Herz und glüht und zittert, hier klingen selige Brautlieder, hier jubelt die Erfüllung, hier findet das zu Tode getroffene Herz auch den Ausschrei unsäglichen Jammers. Wie Rinkel, aber heißer, singt unser Poet hier ein Hochzeitslied. Das Lied des Todes tönt bald erst in den Jubel hinein.

„Durchs Fenster stiert ein Tag, wie mancher war.
Verfluchter Tag, der zwölfte Januar!“

Es ist kühn, in einem Gedichte so den Kalender zu verwerten. Das allzu Persönliche, allzu Individuelle entfaltet sich meist nicht so weit, daß es auch Anderen etwas giebt. Aber hier, in diesem Ausschrei, wirkt das nach meinem Dafürhalten außerordentlich. Es schüttelt einen, ob für uns selbst der 12. Januar auch nichts ist. Wie ein Beglaubigungstempel ist das. Nicht als ob man zweifelte, aber das Mitgefühl wird dadurch zu einem Grauen gesteigert, zu einem Selbsterlebten. Und mit ganz eigen berührenden Zügen, durch welche des Dichters Erlebnis zu unserem persönlichen wird, treten auch die folgenden Gedichte an uns heran. Wie der Dichter nun im weiten Haus allein ist, wie selbst bei Tage, kaum daß es still wird, leise Geistertritte umgehn, wie in dunklen Nächten eine Hand winkt, ein Kleiderknistern am Bette wach wird, wie — und besonders das ist schön — die Flamme, die angezündet wird, zur Wand weht, und ein zärtlich Kinder-Kosewort raunt: „Sei doch nicht traurig; soll ich mit Dir spielen?“ Innig und tief klingt dieser Cyclus „Luise“ aus. Die ganze Wärme der persönlichen Aured: „'s ist Christfest, Liese! —“ überkommt das sich willig hingebende Herz.

Von einem neuen, späten Glück redet die angeschlossene Liederreihe an „Cläre“. Es erscheint seltsam, daß diese doch in viel reiferen Jahren entstandenen Verse von einer viel stärker ausschäumenden Sinnlichkeit getragen sind, als die Gedichte der Jugend. Die Worte Conrad Ferdinand Meyers: „Versäumte Jugend ist ein Schmerz und einer ewigen Sehnsucht Hort“, die desselben Dichters „Genug ist nicht genug!“ stützen und erklären, sie gelten auch für den Poeten, der hier die Cläre-Verse schrieb.

„Deck' meine Sünden mit Rosen zu —
 Ich sprech' einen trogigen Spruch:
 Mir brennt das Herz, ich habe Reu,
 Ich sündigte nicht genug!“

In der Jugend, sagt ein anderes Gedicht, warb er wie ein Page um Liebesglück, warf zarte Sehnsuchtsneze schüchtern aus und zitterte, wenn er küßte. Heut, wo der wilde Quell versiegen will, „reiß ich aus Deinem zahmen Himmel Dich“ zc. Aber doch klingt Sturm und Begehr in ein „tiefes Stillesein“ aus, Hand in Hand und Herz in Herz. Und von einem stillen Glück und stillen Kummer erzählt das letzte Gedicht der Reihe: „Kinderlos“, in dem die Sehnsuchtsträume der Vereinten ein holdes Wesen erschaffen. „Klein Almet ist ein süßes Ding, ein schöner Kind gabs nie.“ Auf klein Almet häuft die Liebe, die kein ander Ziel findet, alles Schöne und Gute. Das prächtige, rührende Gedicht, das meines Wissens zum ersten Mal in unserer Dichtung das zarte Weh der Kinderlosen so echt menschlich gestaltet, schließt:

„Klein Almet ist unser Glück und Gram:
 Kein Auge sonst wird sie sehn,
 Ihr Stimmlein kein andrer Mensch vernahm,
 Es kann kein Wunder geschehn.
 Nur wenn das Zimmer im Zwielficht liegt,
 Und die Stille atmet im Raum,
 Und Eins sich schweigend ans Andre schmiegt,
 Dann spielt sie durch unsern Traum.“

Dem Singen und Sagen von Liebe folgen ausgewählte Gedichte, die das steigende und fallende Jahr begleiten. Die uralten Stoffe sind oft durch nicht gerade neue Symbole ausgedrückt. Der kahle Dornstrauch, der von den Rosen träumt, Anemonen und Veilchenaugen, Nachtigall und Blüten Schnee sind des Vorfrühlings und Frühlings vertraute Beigaben. Und man möchte manches dieser Lieder nachlässig überlesen und, ohne einen stärkeren Eindruck erhalten zu haben, überschlagen, wenn nicht doch am Ende oder in der Mitte ein leiser persönlicher, spezifisch Viktor Blüthgen'scher Zug fesselte. Es ist charakteristisch für diesen Dichter, dem ich vorhin eine gläubige Fröhlichkeit zusprach, daß ihm vor den ersten Veilchen zu Mut wird, als müsse er „so gläubiges Vertrauen“ ans Herz drücken. Das selbst allem offenstehende, arglose Herz findet sich selbst darin. Schöne Stimmungsgedichte unterbrechen oft, gern willkommen geheißen, die Lieder. Im Vorfrühling denkt er eines Sonntags aus der Knabenzeit: Drüben die Currendjungen, Choralgefänge vor der Schmiede, auf weißem Sande, der bis zur Thür gestreut ist, steht der Großvater und summt leise: „Komm heiliger Geist . . .“, und während Kinder, Schlüsselblumen in den Händen, vorüberziehen, quillt der Duft des sonntäglichen Bratens aus dem Häuschen. Das ist in wenigen Strophen ein so artig und sauber ausgemaltes Idyll, daß man sich noch lange seiner freut. Tiefer greift „Die Ammer“; trüb gedehnt pfeift durch den Frühling ihr traurig Lied: „Wo lang', denn is dit all vörbi.“ Man beachte übrigens, wie sehr die gewählte Form hier mit dem Inhalt zusammenwächst und den Eindruck, der hervorgerufen werden soll, mit herbeiführen hilft.

Unter diesen Frühlingsliedern findet sich auch dasjenige, das von Jung und Alt, Handwerksburchen und Leierkastenmännern einst durch ganz Deutschland getragen ward: „Wer hat das erste Lied erdacht, das in die Lüfte scholl?“ Der Refrain ist besonders bekannt: „O Maienzeit, o Liebestraum, was ist so süß wie Du?“ Es ist verständlich, daß ein Poet ein so weit und breit bekanntes Lied in seiner Sammlung nicht übergeht. Es ist daneben fraglos, daß jedes Übelwollen sich zuerst an diese Verse hängen wird. Nur deshalb möchte ich hier ausdrücklich betonen, daß man Viktor Blüthgen um des Himmels Willen nicht nach diesem heruntergepiffenen Stückchen beurteilen soll, das beinahe jedes Eigentümliche vermissen läßt und für meinen Geschmack das entbehrlichste des ganzen Buches ist. Ja, ich glaube fast, daß Viktor Blüthgen selbst gegen diese Meinung nicht allzuviel einzuwenden hätte.

Sommerglutende Tage und Julinächte gleiten in der Folge an uns vorüber. Der lechzende Schäferhund schnappt nach blauen Fliegen, „Der Tag verspinnt das himmlische Licht, Ich höre die Räder summen“, das Gänsemädchen sitzt am plätschernden Trog, und der Dichter beneidet es um das traumhafte, genügliche Leben, um dies kinderhafte, müßig-frohe, wunschlose Geborgensein. Unvermutet zwischen diesen herzlichen Stimmungen erblüht ein reizend in Rede und Widerrede angelegtes Waldidyll, das in seiner liebenswürdigen Grazie ein waschechter Blüthgen ist. Und bald gefellt sich ihm ein dichterisch noch feineres Wald- und Feldidyll „Auf Schwarzwild“ zu.

Bei dieser, im einzelnen ganz herrlich schönen Schilderung der Julinacht möcht' ich einen Augenblick verweilen. Es ist die Gefahr jedes leicht produzierenden Poeten, daß sich bestimmte Formen so in seinem Ohr festsetzen, daß sie sich scheinbar unwillkürlich auch für Stoffe darbieten, die in ganz entgegengesetzter Richtung liegen. Es giebt so allzuoft einen Widerstreit zwischen Form und Stoff, der allerdings nur wenigen feineren Augen und Ohren sich entschleiern. Gewiß, wenn, wie es geschehen ist, jemand das Nibelungenlied in Ottave Rimi umformt, so fühlt selbst der Laie das Himmelschreiende dieses Unternehmens. Meist aber liegt die Sache nicht so klar. Auch Viktor Blüthgen, der als echter Dichter meist das nach meinem Gefühl einzig Mögliche trifft, kann ich in einigen wenigen Gedichten nicht ganz beistimmen. Es sträubt sich etwas in mir, unsern Bismarck, die Verkörperung des Germanentums, in der italienischen Form der Terzine gefeiert zu sehen. Hier und da will mein Gefühl auch sonst anders . . . aber im ganzen, wie gesagt, ist er der eben gekennzeichneten Gefahr meist glücklich entgangen. Besonders und bewußt glücklich in dem Gedicht „Auf Schwarzwild“.

Hier sind die Verse ganz frei behandelt. Wie die sogenannten freien Rhythmen, die arg in Mißkredit gekommen sind, schmiegen sie sich jeder Empfindung, allem was sie ausdrücken wollen und sollen, wunderbar an, verkürzen sich hier und laden dort lang aus. Und doch haben sie, den „freien“ Rhythmen ungleich, im Reim und in der Folge der Maße eine feste Bindung, die jeder ausartenden Willkür einen gewissen Riegel vorschiebt. Ich liebe diese Art und Form außerordentlich. Aber was sich so leicht und natürlich ansieht, ist zu schaffen nur dem echten Poeten gegeben. Der Dilettant soll die Finger davon weglassen.

Am Grenzstein sitzt der Dichter und hält Jägerwacht, die Büchse überm Knie.
Alle Geräusche der Nacht aus Wald und Feld werden nun lebendig. Im Holder-
busch mit leisem Knistern klettert die Maus.

„Sonst summt die dicke Nachtlust nur im Ohr;
Das Blut täuscht kreisend ferne Laute vor:
Weit, irgendwo: es ruft — es spricht —
Es zischelt, flüstert was
Im Gras —
Ein Husch . . .
Nein, hier mit wildem Frasseln brichts heraus — —
Bewahre; wieder nur im Holderbusch
Die Maus.“

Dieses „Bewahre“ ist ganz einzig schön; vielleicht muß man selber Lyriker
sein, um seine und der letzten beiden Zeilen Feinheit ganz zu würdigen. Und nun
„zaubert das Unbestimmte ungestört weiter“. Ein kurzes Knacken! Dann gebrochenes
Heulen — das sind die Eulen. Die Zeituhr rinnt. Der Mond am dunklen
Bogen wandert stet . . .

„Nichtblind,
In hastigem Drange
Des Flugs schlägt eine Motte an die Wange,
Verschwindet. Auf dem Büchsenlaufe schwankt
Solch schenes Nachtkind, tänzelt hin und wieder.“

Die Zeituhr rinnt. Den Ziegenmelker hört man spinnen; der Osten graut,
Frühnebel heben sich. Wildtaubengurren fern im Wald, der Tau fällt: endlich im
bläulichen Frühlicht bricht aus dem Weizen das ersehnte Wild, die fette Bache mit
ihren grunzenden Sprossen. Jedes echte Poeten- und Jägerherz — wie ähnlich
sind beide! — wird sich dieses Gedichtes freuen.

Auch der Herbst giebt unserem Dichter noch manche schöne stille Stimmung.

„Fahret wohl! Hier will ich schweigen,
Ein Vergessner, der vergißt;
Bei des Tages glühem Neigen
Fühlen, daß es Abend ist“,

heißt es in den „Herbsttagen von Misdroh“. Und ein originelles Empfinden ist in
einer anderen Herbststimmung verwertet: Wilde Kaninchen spielen am Wege, die
Welt im Sterben zeigt ihnen ein fremdes Antlitz, und verwirrt merken sie schon,
daß der Sommer eine holde Lüge war, ohne noch zu wissen, daß einst ein Frühling
sein wird! Dagegen ist es auffällig und doch wieder verständlich, wie wenig der
Winter diesem Poeten zu sagen hat. In den beiden einzigen Gedichten, die von
ihm handeln, schlägt er ihm gleichsam ein Schnippchen und benutz Eis, Schnee
und Tod eigentlich nur, um heller davon Bilder der Liebe und des Lebens sich ab-
heben zu lassen: das im Flieder sitzende Herz, das behaglich aus den heugefüllten
Rausen zupfende Wild. Viktor Blüthgen ist eben so ganz Naturpoet, daß er mit

der Natur selbst gleichsam einen poetischen Winterschlaf hält und erst aus ihm
erwacht, wenn Maienzeit und Liebestraum über Länder und Herzen gehn.

Als „Bilder und Klänge“ hat er schließlich ein buntes Allerlei zusammen-
gefügt. Ein Allerlei, das erst sein Bestes und Tiefstes enthält, das aber daneben
auch manches gar zu Süße und Sahnige verzapft. Das „Bäckfischchen“, der „Fürst
von Eis und von Flikt“ sind niedlicher Kleinram, von graziöser Dichterlaune
geschaffen. Viel schöner und kräftiger ist aber die prächtige „Jugend-Freundschaft“:
„Als wir noch zwei Kinder waren, Thomy.“ Viele Jahre hab' ich dieses köstliche
Gedicht auswendig gekannt. Und würdig reihen sich die Verse „Dem Andenken
meines Vaters“ ihm an.

„ . . . Der Adler zieht
Ob Deiner Ruhestelle;
Es murmelt Dir rauh ein Schlummerlied
Des trüben Dnjesters Welle“.

Hier, in den Bildern und Klängen, giebt Viktor Blüthgen auch sein Credo.
Mein Lied, sagt er, klingt nicht im priesterlichen Stil, erfüllt von aller Wesen
Schuldgefühl; ich schelte auch nicht die Zeit als zorniger Prophet; ich drücke nicht
dem Laster das Rainsmal auf die Stirn; ich klag' auch nicht dem Welt Schmerz
meinen Zoll, und ich pfeife nicht die Melodie der Spötter. Denn das Schlechte
stellt sich seinen Richtern selbst; das Mißfällige soll nicht auch noch an meinem
Spott franten, und seit mich das Leid bewußt zu genießen lehrte, sah ich den Kelch
der Freuden überfließen.

Nein — ich bin die Lerche, die ihres Wohllauts Echo ist, die Biene, die selbst
aus giftigen Blüten süßen Saft saugt; ich seh' auf Gräbern nur die Rosen; ich
schaff' mir im Winter den Mai, ich entflieh' der Not, ich hab' kein Gedächtnis
meiner Leiden, und am Wonnelosen haftet mein Auge nicht.

„Wo ist der Reid? Hier steh' ich, seiner wert.
Ich bin vom Tau des Glückes groß genährt.
Wo ist, der finster diese Welt verklagt?
Ich halt' ihm Widerpart — „ich hab's gewagt“.
Wieviel Gott hat vom Paradies vertrieben —
Ich und mein Herz, wir sind darin geblieben.“

Stolze Worte! Aber im Grunde bei dem „Nur-himmelblau-Sehen dieselbe
Einseitigkeit wie beim Schwarzsehen. Das an sich sehr schöne Gedicht klingt ganz
wie eine trugige Selbstverteidigung, die mit den Worten „Von Gräbern seh ich
nichts, als drauf die Rosen“ weit über das Ziel schießt und mehr sagt, als sie
sagen will.

Noch Einiges sei aus den Bildern und Klängen herausgegriffen. Was Arno
Holz im „Phantafus“ gestaltet hat, gestaltet Blüthgen in „Vielleicht“, und ganz auf
der Höhe befindet er sich in den Versen „Am Ende“, die seinem eigenen Credo
widerstreiten. Wundervoll behaglich schmunzelt auch echter Humor hier und da.
Ich möchte das kleine Ding, das mir stets warm ans Herz klopft, doch auch noch
hierherstellen.

In der Heimat.

Ein Marktplatz, weit — schier endlos weit;
Ich spielte drauf in der Kinderzeit.
Was alles auf diesem Plage geschah —
Mein Lebtag hab' ich nicht mehr gesehn!

Und als ich stand nach Jahren dort:
Um Gott, ist dies der köstliche Ort?
Ein winzig Quadrat, zehn Häuserlein,
Leicht zählte ich jeden Pflasterstein . . .

Der Alte thät sich behaglich sonnen:
Du — Niese! — hast viel damit gewonnen?

Nirgends jedoch zeigt sich die angeborene Grazie des Blüthgen'schen Geistes besser als in der Kokostudie „Die Gratulanten“ und in „Beim Frühstück“. Ganz köstlich ist dieses letztere Bild. Es braucht Feinschmecker, während der weitberühmte „gute alte Dufel“, das bekannte Deklamationsstück, mehr auf die Masse wirkt.

Ich sprach vorhin von dem immerhin bedeutenden Unterschied der Generationen. Es würde ein böses Zeichen der Unehlichkeit sein, wenn er sich nicht zeigte. Er zeigt sich hier in Gedichten, die — ganz abgesehen davon, ob sie schön oder nicht schön sind — von einem Jüngeren, der mit der litterarischen Revolution vorwärts ging, niemals geschrieben sein könnten. Eine gewisse Art von Liedern, deren Schöpfer nicht so sehr der große Geibel, sondern die kleinen Geibelchens waren, ist uns so zum Symbol des Epigonenhaften in der Lyrik geworden, daß wir uns selbst nicht zu den ähnlichen Klängen echter Dichter zwingen können. Anfänge wie: „So Du ein blaßes Antlitz schauft“ —; „Es ist so süß zu hoffen, wenn eine Seele liebt“; „Wenn Dir ein Liebstes ist geschieden“ — sie wirken auf uns Jüngere so zuckerwässrig und sinnig-minnig, daß wir nie ein Verhältnis zu ihnen gewinnen können.

Es wird nicht ausbleiben, daß, um auch dies noch zu sagen, man in den Viktor Blüthgen'schen Gedichten nach Anklängen suchen und Anklänge finden wird. „Im Volkston (S. 120) hat Storm in „Elisabeth“ tiefer und schöner gesagt; den allerdings naheliegenden Refrain „Jungfräulein, hüt' Dich fein, sonst muß Dein Herz verloren sein“, hat Uhland schon gesungen. Dies und das ließe sich dazu anführen. Was besagt das? Hat Viktor Blüthgen nachgedichtet? Das wäre ein thörichte Kritiker, der das glaubte. Nein — aber er ist, und darin beruht doch auch sein Vorzug, eine feine, anschniegsame Poetennatur, die sich vieles assimilierte und zu eigen machte. Wenn es dadurch passiert, daß man manchmal andere Dichter bei ihm zu hören glaubt, ein Mitklingen fremder Saiten spürt, so muß man doch auch hervorheben, daß dadurch auch eine Erweiterung seiner Grenzen erfolgt ist, so daß er über ein ziemlich weites Gebiet und viele Formen gegriffen hat. Und gewiß ist das Eine wahr, daß gerade die deutlich zu Tage liegenden Anklänge ganz unbewußt, ja vor Kenntnis des Gedichtes, auf das sie zurückzugehen scheinen, entstanden sind. Denn sonst, das liegt doch klar auf der Hand, wäre es für einen die Form so spielend sicher handhabenden Poeten wie Blüthgen eine Kleinigkeit

gewesen, diese „Anklänge“ zu verwischen. Ich habe das nur für diejenigen Leute angeführt, die ewig mit dem Verierbegriff der Originalität hausieren gehen und diese Originalität im einzelnen Wort suchen anstatt in der dichterischen Persönlichkeit.

In der Sammlung fehlen die prächtigen Kinderlieder. Wahrscheinlich, weil sie einen Band für sich bilden sollen. Ich hätte trotzdem gewünscht, daß die zwanzig schönsten auch in dieses Buch gekommen wären, damit man hier ein umfassendes Bild der lyrischen Produktion Blüthgens vor sich gehabt hätte. Vielleicht, daß für spätere Auflagen der Wunsch auf fruchtbaren Boden fällt. Unser Dichter ist ja einer der ganz, ganz wenigen deutschen Märchenerzähler, die unser Märchen nicht geistreich verhuzzeln, sondern es aus eigenster Herzensfülle und naiver Phantasie heraus schaffen. Kein Wunder, wenn daneben manch köstliches Kinderlied erwachsen ist. Beide blühen ja auf demselben Grunde.

Ich wünsche, daß Dichtertreue wieder Treue findet; ich wünsche, daß schlichte Menschen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, diesen Gedichten wackre Freundschaft halten. Es giebt viel Liebe und Güte, viel Schalkhaftigkeit und Grazie, manch guten Klang und manche schöne Melodie darin; des weiteren, und das ist das Beste, ein echtes Herz, und, um Blüthgen selber reden zu lassen:

„Am Ende giebt's erbauliche Gedanken,
Nicht hoch, nicht tief, nicht Stützen sondern Ruhme,
Doch herzanmutend wie im Gras die Blume.“

Alice Freiin von Gaudy.

Von Otto Fromber.

Ohne dem Herausgeber der „Monatsblätter“ auch nur im Geringsten ein Kompliment machen zu wollen, muß doch einmal festgestellt werden, daß diese Zeitschrift ihrer Aufgabe, wirkliche Kräfte zu fördern, Treibhauspflanzen zu beschneiden und an der Aufbesserung gewisser litterarischer Zustände mitzuwirken, bisher mit seltener Beharrlichkeit nachgekommen ist. Wer nur einen der letzten Jahrgänge vorurteilslos prüft, wird finden, daß auf gar manche junge Kraft hingewiesen worden ist und manch' tüchtiger Schriftsteller, der unverdient vernachlässigt worden war, auf den rechten Platz gestellt wurde. Auch mit diesem Artikel möchte der guten Sache gedient sein!

Es ist mir aufgefallen, daß bei der Würdigung lebender Dichter so selten der Name „Alice von Gaudy“ erwähnt wird, wiewohl diese Dichterin den gebildeten Kreisen des Publikums seit Jahren eine liebe Erscheinung ist, und — was die Hauptsache ist — ihre zum Teil in den Velhagen und Klasing'schen „Monatsheften“, „Fürs Haus“ und in der „Sonntagszeitung für Deutschlands Frauen“ veröffentlichten Poesien unsere „gute“ Mittelmäßigkeit weit überragen. Sie müßte doch eigentlich längst schon als eine der hervorragendsten Dichterinnen Deutschlands in allen Litteraturgeschichten stehen, als eine Kraft, die man dort einreißt, wo es sich um die vorzüglichsten Vertreter lyrischer und besonders lyrisch-epischer Kunst handelt! Leider aber sind ihr weit Geringere vorangestellt worden.

Nachdem mir vor einiger Zeit ihr Gedicht von der „Kaiserglocke im Dom zu Köln am Rhein“ — wiederum ein Meisterstück seiner Art — vor die Augen gekommen war, hatte mein Interesse für die Dichterin einen solchen Grad erreicht, daß ich mir schleunigst ihre Werke verschaffte.

Ich war mehr als überrascht. Ich war geblendet! Die Lektüre der Gaudy'schen Bücher wurde für mich zum litterarischen Ereignis. Ich las und las und hatte binnen zweier Tage beinahe alle drei Bücher Poesie verschlungen. Für mich etwas noch nie Dagewesenes!

Alice Freiin von Gaudy (geb. 10. März 1863) ist, wie eine biographische Notiz verrät, die Nichte des bekannten Franz Freiherrn von Gaudy. Bisher verfaßte sie drei Bücher, von denen das eine, „Seelen“ betitelt, als eine Sammlung von Psychodramen und Novellen in der bekannten Reclamschen „Universal-Bibliothek“ (Nr. 3663) erschienen ist. Vorläufig habe ich es mit ihrem Erstlingswerke „Mein Sonnenschein“ zu thun, das, mit einem Vorwort von Albert Möser versehen, im Jahre 1888 bei Greiner und Pfeiffer, Stuttgart, zur Ausgabe gelangte und reichlich zwölf Bogen umfaßt. Das Buch ist ihrer Mutter gewidmet und wird von folgenden Zeilen eingeleitet:

Was mich beglückt in froher Zeit,
Was ich gefühlt in ernsten Stunden,
Dir, meiner Mutter, sei's geweiht,
Die alles einst mit mir empfunden.
Dir, deren sinniges Gemüt
Die stille Kindheit mir verklärte,
Die, für das Schöne tief erglöh't,
Auch mich das Schöne lieben lehrte.

Was schon bei diesem Buche angenehm auffällt, ist der Umstand, daß es nur wenig mit der üblichen Herz-Schmerzpoesie junger Verfasser gemein hat und hier und da einen ganz selbständigen Ton anschlägt. Auch die Sprache ist mit Geschick gehandhabt, wenngleich noch manche Wendung verunglückt, manches Wort überflüssig ist. Neben hochdeutschen Gedichten finden wir solche in oberbayrischer und plattdeutscher Mundart, sowie solche in französischer, englischer und italienischer Sprache. Die Wahl der behandelten Stoffe verrät uns, daß die Dichterin größere Reisen unternommen hat, die sie besonders mit den Schönheiten des Südens bekannt machten. Der Einleitungsvers des Abschnitts „Aus meiner Wandermappe“ lautet:

Ein leichtes Herz in froher Brust
Zieh' ich hinaus mit andern,
Die schöne Welt voll Jugendlust
Leichtfüßig zu durchwandern.

Sie lernt das gemüthliche Bayerland kennen, die majestätischen Bergriesen der Schweiz, Triest, die schöne Wasserstadt Venedig, Florenz, das stolze Rom, das entzückende Neapel, Pompeji und Paestum; an den Grabmälern Canovas und Dantes gewinnt sie bleibende Eindrücke, die Säulen des Forums, das Kolosseum, die Sixtinische Kapelle, die Katacomben, die Peterskirche, das Schloß Miramare bei Triest und viele Meisterwerke alter Bildhauerkunst begeistern sie zu anmutigen Gesängen. Bezeichnend für ihre poetische Darstellungsweise sind folgende Anfänge:

Mondnacht auf Monte Pincio.

Wundervolle Sommernacht!
Um die Stadt der sieben Hügel
Breitest Du in weicher Pracht
Deine hehren Sternenslügel:
Hüllst in milde Schatten ein
Ihre schweigenden Ruinen,
Läßt die stolzen Kuppelreihn
Deinem Licht als Spiegel dienen.

Neapel.

O Neapel, Du Perle der Städte,
Zierde des Golfes, wie bist Du so schön!
Wogenumspülte, Seewindumwehte,
Lieblich gelagert auf felsigen Höh'n.

Dort der Vesuv, dem Wolken entquellen,
Drüben das weite, das schimmernde Meer,
Und in der Ferne, umrauscht von den Wellen,
Capri, der herrliche Sitz des Tiber!

Eine römische Villa besingt sie in folgenden Versen, die der damals noch jugendlichen Dichterin gewiß zum Lobe gereichen:

Wie so verschlafen der Brunnen rauscht
Unter den stillen Bäumen!
Leise rieselt der Tropfen Fall,
Leise flötet die Nachtigall,
Und der marmorne Waldgott lauscht,
Und die Blumen, sie träumen.

Üppig wuchert das Venushaar
Kings um die Säulentrümmer:
Über die Statuen, weiß und schlank,
Spinnt sich blühender Rosen Gerank,
Drüben ragt ein verfall'ner Altar
Einsam im Mondenschimmer.

Wo einst des Tempels Dach sich gespannt,
Wölbt sich jetzt blauer Flieder.
Über geborstenen Marmorgrund
Huschen Lacerten, zierlich und bunt.
Um den Stein, wo das Götterbild stand,
Rollt eine Schlange sich nieder.

Wird mir so wunderseltzam zu Sinn
In dem dämmrigen Haine:
Schatten aus ferner Vergangenheit,
Märchengestalten der Kinderzeit
Wachen auf und gleiten dahin
Über die bröckelnden Steine.

Wie schon aus diesen Strophen zu ersehen ist, verfügt unsere Dichterin über eine kräftige Phantasie und ein feines rhythmisches Empfinden. Mit glücklicher Hand wählt sie ihre Stoffe, mit geistiger Lebhaftigkeit baut sie sich aus den noch vorhandenen Trümmern ein neues „altes Roma“, ein neues „Venezia“ auf. Als sie während einer Mondnacht in schwankender Gondel durch die Lagunenstadt gleitet und ringsum alles bis auf die eintönigen Schläge des Ruders stille ist, sieht sie aus dunklen Fluten Marmorpaläste hervorwachsen mit lichterfüllten Hallen. Auf den Balkons erscheinen Benedigs schöne Töchter, Masken tummeln sich in strahlenden Sälen, Gelächter und Mandolinenweisen vermischen sich zu eigenartigem Lustklang. Aber plötzlich erinnert sie die Gegenwart daran, daß ja alles nur eine schöne Illusion war und die Pracht der Inselstadt längst vorüber ist. „Vergangen für immer, verloren sind sie, die Tage der Macht und der Feste. Es schlingt ihren Schleier die Melancholie um die halbzerfall'nen Paläste.“

Die „Liebe“ und die heimatliche „Natur“ finden wir in dem bemerkenswerten Buche nur wenig vertreten. Doch auch hier versteht es Alice von Gaudy, auf eigene Art zu malen. Sie sieht, von nebelweißen Schleiern umhüllt, die Waldfrau gezogen kommen: „Hirsche lenkten ihren Wagen, und die Glockenblumen fingen leise zitternd an zu klingen, und die Vöglein in den Zweigen regten wie im Traum die Schwingen.“ Wie originell sind die Zeilen:

Dort, aus dem dunkeln, schattenden Grün,
Seh' ich zwei listige Auglein glüh'n:
Eidechs, das schillernde Herzchen im Wald,
Gab ihnen diese Blumengestalt.
Hier das ginsterumbuschte Gestein
Wird wohl das Schloß der Verwandelten sein,
Kote Lychnis und Wegwurz nicht fern
Sind Hofdamen und Kammerherr'n.

Auch enthält das Buch ein paar prächtige Balladen und Legenden. Hier ist die Dichterin ganz in ihrem Element. Stücke wie „König Ranutzs Töchter“ und „Heinrich IV. und Berta von Susa“ sind ausgezeichnete Dichtungen, voll Lebhaftigkeit und Anschauung, Rundung und Geschlossenheit! Neckischer Humor ist in den reizenden italienischen Bildern (vierfüßige ungereimte Trochäen) und in den Dialektgedichten vertreten; dagegen muß gesagt werden, daß die Zigeuner- und Steppenlieder sehr an Lenau erinnern, und eine Anzahl Poesien, die wahrscheinlich der frühen Jugend der Verfasserin entstammen, besser weggeblieben wären.

Die einfache, naive Volksweise und der sangbare Liedton kommen in Alice von Gaudys Gedichten nur selten vor, wiewohl die Dichterin manchen gefälligen, innigen Ton anschlägt, wie z. B. die Verse darthun:

Allen Augen, die da weinen,
Möcht' ich milde Sterne zeigen,
Die sich aus der Wolken Dunkel
Trostverkündend niederneigen.
Und den Herzen, die ich liebe,
Möcht' ich alles, alles geben,
Was mit lichtigem holden Zauber
Schmücken kann ein Menschenleben.

Dies soll jedoch weder einen Tadel noch ein Lob bedeuten. Jedes Talent hat sich nach seiner Anlage zu entwickeln und soll aus dieser heraus sein Bestes geben. Die große Begabung Alice von Gaudys liegt aber vorzugsweise in der Beschreibung fremdländischer Bilder und — in dem lyrisch-epischen Element ihrer Dichtungen (Ballade). Hierin entwickelt sie eine Meisterschaft, die — ich sage es ruhigen Herzens — von keinem unserer lebenden Dichter übertroffen wird. So viele hundert Balladen und kurze Erzählungen mein nimmersatter Geist auch schon verschlungen hat, — noch nie bin ich so gepackt worden, als von den straffen, künstlerisch abgerundeten Erzählungen und kühnen Bildern, welche das neueste Werk der Dichterin „Balladen und Lieder“ enthält. In vielen dieser genialisch ausgreifenden Poesien, die im

Verlage von Otto Elsner, Berlin, das Licht der Welt erblickten, entfaltet die Verfasserin einen Schwung der Sprache, eine Phantasie, eine Farbenfülle, die fast einzig in ihrer Art sind! Da ist nichts Schwächliches, nichts Nervös-Verfeinertes, nichts, was irgendwie banal genannt werden könnte. Die Sicherheit und Energie, mit der die „Meisterin der Ballade“ ihre Stoffe behandelt, sind geradezu verblüffend; man fühlt sich berauscht, begeistert, geblendet! Hören wir die Dichterin selbst! Die Anfangstropfen der poetischen Erzählung „Ein Rebell“ — eine Perle lyrisch-epischer Kunst! — lauten:

Die Sonne steht in Mittagshöh'n. Sie schimmert bleich. Sciroccoglut
Umfaßt des Aetna ehern Haupt. Kein Wölkchen quillt. Sein Krater ruht.
In trägem Schlummer träumt das Land. Rings Biquen, mit zerfall'nen Mauern,
Und Schluchten, wo Oliven stumm an ausgedörrten Wassern trauern.
Kein Laut. Kein Hauch. Wie hingemalt auf einer Leinwand straffem Grund
Erscheint der Wildnis leblos Bild. — Doch dort? Was regt sich, farbenbunt,
Und schlüpft von Fels zu Fels im Sprung und windet zwischen Moöblättern
Sich niederwärts? Ein Jüngling ist's. Kein Berghirsch kann verwegner klettern.

Leider ist es mir versagt, diese etwas umfangreiche Dichtung an dieser Stelle vollständig wiederzugeben, unser Leser würden dann auch den prächtigen Aufbau und die Geschlossenheit dieser Glanzleistung bewundern können! Alice von Gaudy zählt als Balladendichter zu unseren besten Kräften und steht in der Schilderung orientalischer Bilder sogar obenan. Sie versteht es, uns in wenigen Zeilen Landschaften des Südens so plastisch vorzuführen, daß wir meinen, die lebensprühende Wirklichkeit vor Augen zu haben. Nur ab und zu wird die Anschaulichkeit durch schöne Arabesken und allzuviel Namen aus der orientalischen Sagenwelt störend beeinflusst, oder sie leidet unter der Üppigkeit der Sprache. Auch allzusehr ausgedehnte Reflexionen sowie nebensächliche Beschreibungen, welche die Dichterin zur Vervollständigung des poetischen Bildes anzuführen für nötig hält, sind hier und da von Nachteil. Besonders die fünffüßigen reimlosen Trochäen leiden zuweilen unter diesen Einflüssen. Die Bilder versteinen alsdann im Gegensatz von anderen Schilderungen zu kalten Marmorgruppen, und dem Leser wird es schwer, ihnen die nötige Teilnahme zu schenken. Dies bezieht sich jedoch, wie gesagt, nur auf Einzelheiten. Im großen Ganzen verrät Alice von Gaudy die besten Eigenschaften Liliencrons, den sie aber darin übertrifft, daß sie mit den Sprachmitteln weiser wirtschaftet und nicht ins Burschikose umschlägt. Auch über Börries von Münchhausen muß man sie stellen, da sie bei allem glänzenden Pathos, bei aller Rhetorik fast überall Wärme verrät. Außerlich erinnert sie in verschiedenen ihrer Dichtungen an Freiligrath und Dahn, jedoch der Inhalt der Formen ist hochselbständig. Sie schafft in einer Welt für sich. Mit geradezu frappierender Energie rückt sie in ihren bemerkenswertesten Poesien das dichterisch Markante aneinander. Ihre Stoffe entstammen zum großen Teil der Welt- und Sagen Geschichte; besonders gern versetzt sie sich in das sonnige Italien. Infolge der Würde ihres Ausdrucks und der oft fernliegenden Stoffe wird sie nie ganz in den breiteren Volksschichten Fuß fassen, wiewohl ihre besten Balladen in unsere Lesebücher gehörten. Dennoch tragen ihre Dichtungen den Stempel des Bleibenden — früher oder später werden wir uns bei ihr heimisch fühlen!

Um zu zeigen, wie Alice von Gaudy einzusetzen gewohnt ist, will ich einige Anfänge ihrer Gedichte hier anführen: „Auf dem Arlbergpasse war es. Starre

Felsenschroffen stiegen. Über wildzerriff'nen Schluchten sah'n wir Königsadler fliegen.
Toteneinsam lag die Straße u. s. w.“ — „Ein Spiegelsaal. Gelächter. Mummenschanz.
Ein Maskenspiel, bestrahlt von Kerzenglanz.“ — „Ich wollt', es wär' ein Skalde, der
fänge einen Sang wie starker Eichen Rauschen, wie alter Schwerter Klang.“ — „Der
herrliche Tempel in Flammen! Hilf, Diana von Ephesus! Wer weckte die rasenden
Gluten? Ein Grieche! Herostratus.“ Prächtige Leistungen des Buches sind:
„Kaiser Heinrichs VII. Tod“ — „Sphinx“ — „Lethé“ — „Am Sarge der Kaiserin
Elisabeth“ — „Auf dem Posten“ — „Der Rebell“ — „Kaiserin Theophano“ — „Der
Tod des Torquemada“ — „Luther und Cajetan“ — „Die verdorbene Butter“ —
„Gustav III. von Schweden auf dem Maskenball“ — „Die Spinnerin“ — „Der
Steinweg“ — „Der Brautschleier“ — „Bifion“ — „Werpeja“ u. s. w. Herzliches
Mitleid spricht aus den Poesien „Auf dem Arlberg“ und „Blind“, während die
Dichtungen „Lektion“, „Zwei Küchenjungen“ und „Deutscher Frühling“ ein prächtiger
Humor auszeichnet. Reizend sind auch „Am Rigi“ und „Am Grabe Karl Stiellers“;
die Anfangstrophe des letzteren Gedichts lautet:

Es war am blauen Tegernsee, ein Sommertag voll Licht und Duft.
Auf sonn'gem Friedhof standen wir, still sinnend, vor Karl Stiellers Gruft
Und dachten an das deutsche Herz, das allem Schönen fröhlich schlug,
Das alles Gute warm und frisch in seine Lieder übertrug.

Dieselbe Herzlichkeit kommt in dem kleinen Gedicht „Ihr Paradies“ zum
Ausdruck:

Ein schlichtes Gärtchen, fern dem Straßenstaube,
Besteintem Acker fleißig abgewonnen.
Gemüsebeete. Eine winz'ge Laube,
Von üppig blühndem Geißblatt übersponnen.
Am Wassertünnchen nippt die zahme Taube.
In Blumen liegt das Käzchen, sich zu sonnen:
Die Alte drüben, in der weißen Haube,
Tauscht diesen Winkel nicht für Edens Wonne!

Auch das Gedicht „Alles mein“ mit dem jubelndem Ausklang „Alles Schöne
dieser Welt ist mein!“ ist bemerkenswert und möge noch Platz finden:

Alles, was mein glücklich Auge schaut,
Alles, drüber Gottes Himmel blaut,
Blick' ich in die schöne Welt hinein:
Ist's nicht mein? Nicht alles, alles mein?
Was mit tiefer Glut mein Geist begreift,
Was die ernste Wissenschaft gereift,
Was die Kunst geschaffen, hoch und rein:
Ist's nicht mein? Nicht alles, alles mein?
Was das Herz mit warmem Hauch berührt,
Was die Menschen zu einander führt,
Freundschaft, Liebe, ein beglückend Sein:
Ist's nicht mein? Nicht alles, alles mein?

Weit, nur weit die Seele aufgethan!
Weit geschaut auf freier Lebensbahn:
Alles, was mich freut im Sonnenschein,
Alles Schöne dieser Welt ist mein!

Die strahlende Schönheit und Eleganz der Sprache, die Lebhaftigkeit, die Knappheit und die verblüffende Sicherheit in der Darstellung geben den Dichtungen Alice von Gaudys ein, man möchte sagen, königliches Gepräge. Aber auch die Psychodramen und Novellen „Seelen“ sind zum Teil sehr wertvolle Leistungen. Die Dichtungen „Sancta Julia“ (preisgekrönt) und „Epponina“ sind ebenso erschütternd, wie das Psychodrama „Das Menuett“ anmutig-heiter ist. Des Raummangels halber muß ich leider darauf verzichten, die interessanten Dichtungen näher zu beschreiben. Alles in allem möchte ich nur noch konstatieren: Alice von Gaudy ist ein außergewöhnlicher Stern am Dichterkhimmel, ihre Gesänge sind Hohe-lieder der Schönheit! Kommt und schöpft aus diesem frischen Born fürstlicher Poesie!

Herrin.

Eine Novelle von Friedrich Spielhagen. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Das Milieu, in das uns Spielhagen in dieser Novelle versetzt, ist dasjenige, mit dem er sich von Anfang an am meisten vertraut gezeigt hat: der pommerische Landadel. Wenn er von den Leiden und Freuden der rübenbauenden Adelsfamilien um Greifswald herum erzählt, befindet er sich in seinem Element. Hier pflegt er sich eigentlich nie zu vergreifen. Niemals läuft ihm die Feder so sicher, und niemals gelingen ihm seine Figuren so plastisch, als wenn er den — stets einen Stich ins Abenteuerliche, Romantische tragenden — Familiengeschweiffen dieser norddeutschen Aristokratie nachspürt. Dabei ist es merkwürdig und für Spielhagens Art besonders bedeutsam, daß das landschaftliche Element vollkommen in den Hintergrund tritt. Wir gewinnen kein eigentlich anschauliches Bild von dem Naturgehalt Pommerns, von den Stimmungen, die dieser Strich des nördlichen Deutschlands auslöst, etwa wie uns aus den Novellen Theodor Storms das Bild der Heimat des Dichters entgegentritt. Bei Spielhagen nehmen die Menschen alles Interesse in Anspruch, besser noch: die Konflikte, in die sie geraten. Denn ohne äußere, erregende Konflikte geht es bei ihm nicht ab. Die seelischen Erregungen seiner Gestalten sind immer mit äußeren, erregenden Vorgängen verknüpft. Das ist das Spezifische seiner Technik, was ihn sofort der älteren Generation zuweist und von den Jüngeren trennt. Im übrigen gehört er zu denjenigen Naturen unter den Älteren, die sich dem Wesen des aufstrebenden Geschlechtes einigermaßen zu akkomodieren bestreben. Aber nicht im Fontaneschen Sinne. Denn schaut man näher hin, so bemerkt man bald, daß sich diese scheinbare Verjüngung nur auf einige unwesentliche äußerlichkeiten beschränkt, — der Kern ist geblieben. Spielhagen steht seinem inneren und eigentlichen Wesen nach heute durchaus ebenda, wo er schon vor Jahrzehnten stand. Aber in seinen Manieren hat er sich manches von den „Modernen“ angewöhnt. Mich stört das bei ihm, da es so wenig zu seiner gar nicht modernen Natur paßt, und mich dünkt, er sollte es lassen. Es wäre ein Zeichen großer Beschränktheit, wenn wir verlangen wollten, daß sich die alten, anerkannten Meister in die Bahn der Jungen hineinzwängen sollten, um „mit der Zeit“ zu gehen. Nein, ich wenigstens wünsche sie mir nicht anders als sie sind, und es würde nur als ein Zeichen beklagenswerter künstlerischer Unehrlichkeit erscheinen müssen, wenn sie sich zu Konzessionen herbeiließen, zu denen sie, wollten sie aufrichtig sein, nicht ihre Zustimmung geben könnten. Ob dies bei Spielhagen der Fall, weiß ich nicht und glaube ich noch weniger. Ich bin der Überzeugung, es ist bei ihm nichts weiter als ein unbewußtes Angewöhnen. Aber es ist doch seltsam und reizt zum Kopfschütteln, wenn man eine sonst so formglatte Natur wie ihn plötzlich in unnatürlich abgehackten Sätzen reden hört. Wo

Spielhagen früher Kommata setzte, jetzt er nun Semikolons. Wo er früher Semikolons setzte, stehen jetzt Punkte. Relativsätze schweben frei in der Luft und sehnen sich nach einer naturgerechten Verbindung, und einzeln hingesezte Worte frieren nach der wärmenden Hülle eines umkleidenden Satzes. Wer etwa seit zehn, fünfzehn Jahren kein Buch von Spielhagen gelesen hat und nun dies oder überhaupt eins seiner letzten zur Hand nimmt, wird immer wieder nach dem Titelblatt schauen, um zu sehen, ob das denn wirklich der Spielhagen sei, der sich so sonderbar gebärdet. Ja, er ist's, er hat bloß einen anderen Kittel angethan, der Mann darunter ist der alte geblieben. Wozu der Kittel? Gott weiß es.

Spielhagen hat diesmal in den alten, aristokratischen Kreis ein fremdes, heterogenes Element hineingetragen, das den Konflikt und die Katastrophe herbeiführen muß: das Judentum. Ein jüdisches Mädchen, dessen bedeutsames Charakter-symptom der Titel des Buches ausdrückt, steht im Vordergrund. Eine prachtvoll gelungene, interessante, nur keine sympathische Gestalt. Unweiblich und krank im Kern: sie endet im Wahnsinn. Man könnte vermuten, Spielhagen habe in dieser Herrin das moderne Weib verkörpern wollen. Nichts wäre aber falscher als das. Diese Becky Lambold ist kein Typus. Sie ist im Gegenteil in jeder Hinsicht Unikum, eigener Mensch, eigener Charakter, ein Geist von den seltensten Qualitäten, die sie in krankhafter Exaltation nun bis aufs äußerste zu steigern sich bemüht. Wird aber der Bogen überspannt, so bricht er. Und so muß sie zu Grunde gehen an einer gesunden Natur, die den Gegenpol zu der ihrigen bildet, und die sie nicht so bändigen kann, wie sie möchte. Die Gestalt des Mädchens erscheint wahr bis in ihre kleinsten, fein beobachteten Empfindungen hinein. Sie erregt nie unsere Liebe, immer aber unser Interesse, vor allem: unser Mitleid. Die anderen Figuren treten im Vergleich mit ihr in den Hintergrund. Doch sind sie nicht minder plastisch. Besonders der gelehrte Vater Beckys, dessen sanfter, milder Sinn so grell mit der geistigen Kälte der Tochter kontrastiert. Auch Graf Bassedow, an dessen Geradheit Beckys großartiges Raffinement zerschellt. Aber im Grunde sind sie eben doch nur Staffage, dazu dienend, die eine, arme, vielverschlungene Seele sich in ihrer ganzen erschreckenden Seltsamkeit davon abheben zu lassen. Diese Seele füllt das ganze, tiefe Buch. Ihr Charakteristikum hat den Titel abgegeben, und nach ihr wäre auch besser der Untertitel gewählt worden. Eine Novelle ist das eher romanartige Buch kaum mehr zu nennen. Es sollte besser „Ein Seelenbild“ heißen.

Dr. Hans Bethge.

Dora Stieler.

Von Edgar Alfred Regener.

Das lebenswürdige Talent des Dichters der „Hochlandlieder“ und des reizvollen „Winteridylls“ sucht in der Begabung der Tochter eine stimmungsdüftige Auferstehung zu feiern. Der eine Band Lyrik, den Dora Stieler im vergangenen Jahre bei Adolf Bonz & Co. (Stuttgart) unter dem Titel „Gedichte“ erscheinen ließ, giebt uns über die Künstlerschaft der jungen Dichterin nach der Seite des Vergangenen und des Zukünftigen hin in zwiefacher Weise Aufschluß. Ihre Lieder sind weniger erlebt, als poetisch erdacht. Eine gewisse Anlage phantastischen Träumens, ein leichtes Reimtalent, ohne ganz die Form in restloser Klarheit und Sauberkeit zu beherrschen, ein Empfinden, das gern einen Zusammenhang der Seele der Natur und des Wesens ihres eigensten Ichs in ihrer Umgebung sucht und in allem, was ihrem Leben zum Ereignis wird. Dabei sind ihre Bilder weder neu, noch originell. Bei ihr ist der Frühling der gleiche lose Bube, der durch seine Unbeständigkeit und sein flattriges Gebahren die Luft und den Mut, ihn einzufangen, weckt, wie er schon vielen Dichtern erschienen ist. Die Waldeseinsamkeit, die sie über alles liebt, lösen ihr keine tieferen Strophen, keine gewaltigeren seelischen Offenbarungen aus, als sonst die Poeten ihr gerecht wurden. Es sind Impressionen, die mit einer nicht zu verleugnenden Reckheit der Linienführung rasch und ohne große innere Kämpfe des Gestaltens auf das Papier geworfen sind. Wenn ich z. B. Verse von ihr lese, wie diese:

Dies grüne Einsambleiben
Ist mir so gar vertraut!
Ich hab' mein schenes Treiben
Dem Buntspecht abgeschaut.

Und wollt' ich davon weichen,
Ich glaub', es gäbe bald,
Nur allzubald, dergleichen
Wildkazen mehr im Wald!

Drum, kommt es angezogen
Mit lärmendem Hallo,
Bin ich verschlupft, verslogen; — — —
Es weiß kein Kuckuck, wo!

so giebt mir das Spielerische der Form, die tändelnde Koketterie des Reimes und des Rhythmus neben dem, was unausgesprochen zwischen den Worten ruht, den Eindruck einer scharfen Unausgeglichenheit, die etwas Dilettantisches nicht ganz ausschließt. Das Ungeklärte bei aller Gedankenfülle, das Unreife im Gefühlsausdruck,

so daß keine reine Wirkung erzielt wird, stört ein ruhiges Genießen und läßt ein intimeres Verhältnis des Lesenden zu der Dichterin nur in ganz seltenen Augenblicken aufkommen. Um so lieber werden wir uns immer auf jene Äußerungen der Dora Stieler bei einer Anerkennung und Verteidigung ihres Talentes berufen, wo sich Echtheit und Innigkeit der Empfindung paart und Gedichte gebiert, wie „Die Lieder einer Blinden“ oder

Aus allen Fenstern würf' ich gern mein Brot,
Daß sich das Elend auf den Gassen labe.
Doch als Du kamst und klagtest Deine Not,
Hieß ich Dich gehen — ohne Mitleidsgabe. —
Nun wahn' ich, daß sich dies vergessen läßt,
Und fühl' sie doch nach meinem Frieden fassen
Mit einem Griff, so fest, so eisenfest,
Die Bettlerhände, die ich leer gelassen.

Über allen Liedern der Sammlung liegt eine sonnige Zufriedenheit, ein stilles, in reicher Freude und mit jubelnder Stimme sich äußerndes Glück, das sein Genügen findet in der Erfüllung kleiner Wünsche und Sehnsüchte, in dem Durchdringen tiefgefestigter Gedanken und Erinnerungen zu einem heiteren, ungetrübten Glanz lebensvoller Stunden des Daseins. Pracht und Herrlichkeit süßduftender Blumen auf allen ihren Wegen, Frohsinn und Lachen und funkelnde Anmut als Grundton ihres Wesens — so tritt uns Dora Stieler aus ihrem Buche entgegen, und die spielende Grazie einer bestrickenden Liebenswürdigkeit, die aus ihren Zeilen spricht, macht uns bisweilen Mühe, in der Bewertung ihres dichterischen Könnens die scharfe Objektivität walten zu lassen, die allein ihrer Poesie gegenüber geboten erscheint. Sie wird in ihrer Lyrik die angenehm plaudernde Dichterin bleiben, als die sie sich bisher gezeigt hat; eine eigenmächtige, selbstbewußte, scharfgeantete Persönlichkeit steht nicht hinter den Gedichten.

In Stellung.

Von A. Wilms-Wildermtsh.

Seit Marie Mathusius uns im „Tagebuch eines armen Fräuleins“ das Leben einer jungen Erzieherin geschildert hat, die als Herrin des Schlosses, das sie in abhängiger Stellung betreten hatte, endete — seit wir mit glühenden Wangen die wunderbaren Erlebnisse der Jane Cire lasen, die, wenn auch auf etwas aufregendere Weise, aber doch noch in jungen Jahren, ein gleiches Ziel erreichte, fehlt es in der Litteratur für die weibliche Jugend nicht an Gouvernantengeschichten. Und welches junge Mädchen läse sie nicht gern! Denn mit wenig Ausnahmen eröffnen sie den armen Erzieherinnen die herrliche Aussicht, für alle Zurücksetzungen und Enttäuschungen ihres Lebens durch ein wunderbares Glück entschädigt zu werden — ein Glück, das doch jede von ihnen ebensogut erreichen kann, als das vorlaute „arme Fräulein“ oder die blasse Jane Cire.

Solche Gouvernantengeschichten sind eine ebenso verderbliche Lektüre für die weibliche Jugend, als die Backfischgeschichten von Clementine Helm u. Gen. Sie mögen gut gemeint und mit viel Talent geschrieben sein, aber sie zeigen falsche Ziele. Zudem sie die Leserinnen auf Glücksfälle hinweisen, die in Wirklichkeit fast niemals vorkommen, verschieben sie das wahre Lebensideal und verleiden ihnen so die Arbeit, die ihnen als solche Freude und Befriedigung gewähren sollte.

Schriftstellerinnen, die den Mut haben, in die Tiefen des Lebens unterzutauchen und der weiblichen Jugend dasselbe zu zeigen wie es ist und nicht wie eine angenehm angeregte Phantasie es sich ausmalt, giebt es wenige. Mit großer Freude lasen wir deshalb ein Buch, das der um ihre Existenz ringenden Frau zeigt, wie das Leben ihr wohl mehr Dornen als Rosen bringt, wie sie aber im Aufblick auf Gott in treuer Arbeit Befriedigung finden und, wenn auch nicht durch einen ungeahnten Glücksfall, so doch in der warmen Liebe guter Menschen die Früchte ihrer Arbeit ernten kann. Es ist dies die neueste Erzählung von Marie Trommershausen (Andrae Romanek): In Stellung. (Verlag von Schwetschke u. S., Berlin W.) Preis 3 M. geh., 4 M. geb.

Die Heldin derselben ist ein feingebildetes, reichbegabtes Mädchen, das nach der Eltern Tod ganz mittellos dasteht und, von ihren Verwandten verlassen, nicht einmal das Seminar bis zur Ablegung des Examens besuchen darf. So hat sie sich, trotz ihrer reichen Bildung und pädagogischen Begabung, mit der Stelle eines Kinderfräuleins zu begnügen und ist oft der unwürdigsten Behandlung ausgesetzt. Die Verfasserin malt hier in grassen Farben, aber wir wissen aus Erfahrung, daß diese leider der Wirklichkeit entsprechen. Die tiefe Herzens einsamkeit, in der sich,

inmitten eines fröhlichen Familienkreises, ein gebildetes Mädchen in abhängiger Stellung oft befinden kann, wird hier ergreifend geschildert. Wohl naht auch ihr sich die Liebe in Gestalt eines reichen und vornehmen jungen Mannes. Aber er ist keine starke, kraftvolle Persönlichkeit, wie die Helden des armen Fräuleins und Jane Gires, sondern ein Schwächling und Müßiggänger, der sein Leben in eitlem Zerstreutsein verschleudert. „Sie und ich können nicht glücklich zusammen werden — was haben wir denn miteinander gemein? Durch meine Arbeit erhalte ich mich und bin ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. — Was aber sind Sie? was können Sie?“ — sagt sie zu ihm.

Diese stolze Sprache ist etwas hart, denn von Brenken ist sonst ein guter Mensch — nur durch die Verhältnisse ist er, wie viele andere, eine Drohne im Haushalt der Menschheit geworden. Und wenn sie auf sein stehendes: „An Ihrer Seite würde ich lernen, mich nützlich zu machen“, verächtlich antwortet: „Die Erzieherin meines Mannes!“ so hat sie das Wort von der Weiber Einfluß ohne Wort nicht verstanden. Ihre schroffe Zurückweisung wäre verständlich, wenn sie ihn nicht liebte. Aber er ist der einzige Mann, zu dem sie eine tiefere Neigung hat, und wenn wir ihn später an der Seite einer ihm aufgedrungenen Gattin zu Grunde gehen sehen, indes die durch und durch oberflächliche und gehaltlose Frau sein großes Vermögen verschleudert, so müssen wir unwillkürlich denken: wäre Marianne als sein guter Engel ihm zur Seite gestanden, so würde es anders gekommen sein. Der Mann braucht eine Gehilfin, nicht immer vermag er „vermöge seiner ihm von Gott verliehenen Gaben und Kräfte“ sich „mit Gottes Hilfe selbst emporzuheben“ — und wenn Marianne später Gott inbrünstig dankt, „daß er sie an jenem Wendepunkt ihres Lebens vor einem falschen Schritt bewahrt hatte“ — so können wir nicht ganz mit ihr übereinstimmen.

Brenken hat sie nicht vergessen, er ruft sie, die inzwischen ein Wanderleben von einer Stelle zur andern geführt hatte, erst als Gast und dann zur Erziehung seines einzigen Kindes in sein trauriges Heim. Hier findet Marianne, wonach ihr Herz sich sehnt: Liebe, innige warme Liebe, — die ihr rein und unverfälscht von ihrem Patenkind Karola dargebracht wird. Sie wird dem reichbegabten jungen Geschöpf, was sie dem Vater nicht hatte werden wollen: eine Führerin auf dem Weg zum Guten, und auch als die neidische und unverständige Mutter sie aus dem Hause vertreibt, um eine „geprüfte“ Erzieherin an ihre Stelle zu setzen, fährt sie in eingehenden Briefen fort, ihren segensreichen Einfluß auf Karola auszuüben. Im wahren Sinne des Wortes wird sie der Tochter des einst geliebten Mannes die geistige Mutter, lehrt sie Gott und die Arbeit lieben, prägt ihr treue Pflichterfüllung und das Gefühl der Verantwortung für ihre Gaben ein. Dank ihrer liebevollen und verständigen Leitung wächst Karola zu einem durch und durch tüchtigen Mädchen heran, trotz des haltlosen Vaters und der selbstsüchtigen, oberflächlichen Mutter. Sie besiegt mit frischer Thatkraft die Vorurteile der letzteren, erringt sich eine selbständige Stellung und kann so, nach dem Zusammenbruch ihres Elternhauses, der verwitweten und verarmten Mutter eine Heimat bieten. Später, nach ihrer Verheiratung und der Mutter Tod, findet dann auch Marianne, die inzwischen die ganze Leidensskala einer ungeprüften Erzieherin durchgemacht hat und zuletzt, weil sie alt und kränzlich,

nirgend mehr Stellung bekommen kann, auf das Hungerbrot einer Heimarbeiterin angewiesen ist, in ihrem Hause ein trautes Heim.

Das Buch ist spannend und anziehend geschrieben, in einfacher und doch ergreifender Weise wird uns darin der Segen der Arbeit gezeigt, die uns ehrt und befriedigt, auch wenn sie keine goldenen Früchte bringt. Jedes junge und ältere Mädchen, das in der Arbeit steht und oft unter der Last derselben zusammen zu brechen fürchtet, sollte es in die Hand nehmen und aus dem Beispiel Mariannens, die auch in der größten Not niemals sich selbst und ihren Gott verliert, Mut und Gottvertrauen schöpfen. Aber auch diejenigen mögen es lesen, die sich für das Los alleinstehender Töchter höherer Stände interessieren. Das Schicksal, dem diese entgegengehen, falls es ihnen nicht möglich war, eine Stelle mit Pension zu bekommen, ist mit großer Naturwahrheit darin geschildert. Je älter sie werden, desto schwerer finden sie eine Stelle, und die Prinzipale, die sie oft aufs schamloseste ausgenützt haben, in deren Dienst ihre Kräfte aufgerieben worden sind, bekümmern sich nicht mehr um sie, wenn sie nicht mehr arbeiten können. Marianne hat kein Examen gemacht — aber auch geprüfte Lehrerinnen, die nicht zur rechten Zeit eine Schulstelle fanden, fallen ihrem Los anheim, und nicht jede ist so glücklich, eine frühere Schülerin zu finden, die ihr in ihrem Heim ein Ruheplätzchen bietet. Wir sind der reichbegabten Verfasserin sehr dankbar, daß sie den Finger auf eine brennende Wunde der Zeit legte, und hoffen, daß ihr Buch, indem es einerseits den Mut der Arbeitenden stärkt, andererseits den Bestrebungen derjenigen, die, wie z. B. der Diakonieverein es thut, den einzelstehenden gebildeten Mädchen einen befriedigenden Wirkungskreis und eine gesicherte Zukunft zu schaffen suchen, immer neue Freunde zuführen möge.

Schlesisches Dichterbuch.

Von Karl Alings.

Die Poeten der Sudetenprovinz haben im verflossenen Jahre eine Rührigkeit entfaltet, die ihnen sonst nicht eigen zu sein pflegt. Verschiedene angesehene Zeitschriften brachten Gesamtübersichten über die schlesische Litteratur der Vergangenheit und das Schaffen der Gegenwart oder Studien über einzelne Zweige. Dr. Ernst Wachler ließ das erste Augustheft seiner Deutschen Zeitschrift als „Schlesisches Fest“ erscheinen, dessen Aufsätze, durchweg von Schlesiern geschrieben, über heimatliches Volkstum, Litteratur und Kunst, wirtschaftliche Lage und dergl. bündig und vorzüglich unterrichten und vielfache Anregungen enthalten. Ludwig Sittenfeld in Breslau unterzog die üppig blühende Dialektlitteratur einer Auslese und stellte ein kleines handliches Bündchen als „Schläsches Quellbündel“ zusammen, das das Beste der mundartlichen Dichtung vereinigt und, was den Preis betrifft, an Billigkeit die bekannten Reclambändchen weit übertrifft. Daran schließt sich als bedeutendste Probe schlesischen Dichtens und Könnens der Gegenwart das Krause-Philosche Dichterbuch.

An ein landschaftliches Dichterbuch muß man heut in den Tagen der Heimatskunst andere Forderungen stellen, als noch vor zehn oder zwanzig Jahren. Es genügt heut nicht mehr, lediglich den Beweis zu erbringen, daß in einer Provinz überhaupt oder wieviel dort gedichtet wird. Das hätten die Schlesier am allerwenigsten notwendig. Schlesien ist ein altes Litteraturland. Robert Prutz bezeichnet die Schlesier als das gefangreichste Volk in Deutschland, Vers und Reim gehören da gleichsam zum täglichen Brote, und die Zahl der Naturdichter sei nirgends so groß, wie dort. Nach Detlev von Siliencrons Aussprüche sollen sechshundertsechundsiebzehn Poeten in Schlesien ihre Heimat haben. Also Eitelkeit und schlesischer Lokalpatriotismus war es nicht, was das Dichterbuch schuf. Das betonen die Herausgeber ausdrücklich. Sie verschweigen aber auch keineswegs, welche Absicht sie hatten. Einmal soll das Dichterbuch zeigen: wieviel Kraft, Farbe und Eigenart — trotz unserer defakadenten Zeit — in den schlesischen Dichtern noch steckt, wieviel neue gesunde Säfte sie fortgesetzt aus dem Boden der Heimat zu saugen gewußt haben, und dann soll es darthun, wieviel von schlesischem Wesen in der modernen deutschen Litteratur lebt. Es konnte also den Herausgebern nicht darauf ankommen, möglichst viele Dichter und Beiträge in ihrem Buche zu vereinigen. Ihre Aufgabe war es vielmehr, aus der fast unübersehbaren Zahl die geeignetsten Vertreter mit charakteristischen Proben anzulesen. Ob diese Auswahl nun durchaus gelungen ist, darüber läßt sich freilich streiten. Jedenfalls werden genauere Kenner moderner schlesischer Dichtung manch liebenswürdiges Talent vermissen. Im allgemeinen aber wird man den Herausgebern

beipflichten. Es ist unter den dreißig Dichtern und Dichterinnen zwar kein Einzelner, der alle oder wenigstens die Hauptzüge schlesischen Volkstums harmonisch in sich verkörpert, wie etwa Goethe das deutsche Wesen zum reinsten Ausdruck bringt, aber Jeder von ihnen zeigt gewiß ein paar Seiten seiner Stammeseigenart, so daß das Buch als Ganzes in seiner kaleidoskopartigen Zusammensetzung doch ein treues und deutliches Bild des heutigen Schlesiertums giebt. Aber das Gemälde hätte noch klarer, noch schärfer werden können, wenn die Herausgeber sich nicht fast ausschließlich auf Arbeiten beschränkt hätten, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden. Eine Szene aus der „Versunkenen Glocke“ von Gerhart Hauptmann z. B. wäre den beiden beigezeichneten Gedichten entschieden vorzuziehen gewesen. Dichterbücher sind oft Ablagerungen für Dilettantenschutt. Im Schlesischen Dichterbuche wird man dergleichen nicht finden; Minderwertiges vielleicht da und dort, aber nur selten, keinesfalls aber etwas ganz Schlechtes. Die Herausgeber haben streng gesiebt. Es ist nicht eines jener Bücher, die man liest und dann verstauben läßt, sondern eines von jenen, zu denen man immer gern wieder einmal zurückkehrt. Welche Provinz hat aber heut auch Namen aufzuweisen wie Karl und Gerhart Hauptmann, Prinz Emil Schönau-Carolath, Alberta von Puttkamer, Hermann Stehr, Philo vom Walde! Vor allem aber ist es ein Buch der Hoffnung, das Schlesische Dichterbuch. Wenn die jungen und jüngsten Poeten erfüllen, was ihre Beiträge versprechen, wird Schlesien in einigen Jahren eine stattliche Reihe beachtenswerter Erzähler aufzuweisen haben.

Lesenswert sind auch die das Buch einleitenden Aufsätze der Herausgeber: „Schlesisches Volkstum und schlesische Litteratur“ und: „Zur Entwicklung der schlesischen Dialektlitteratur.“

Neue Lyrik.

Nachdem die Lyrikbücher lange genug vor mir auf dem Schreibtisch lagen, ohne daß ich gerade ein heftiges Verlangen fühlte, mich in den Inhalt zu versenken, will ich jetzt versuchen, mich durch den Haufen hindurchzuarbeiten, um danach wieder in das Schlaraffenland der eigenen Gefühle und Gedanken zu gelangen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß das Dichten immer leichter wird. Fortwährend dreheln viele tausend Menschen an der deutschen Sprache herum. Dadurch wird die Leichtigkeit des Ausdrucks gesteigert. Alle Anschauungen, alle Gefühle und Willensäußerungen werden uns in einer bestimmten Form übermittelt. Und weil in jeder Menschenseele, die imstande ist, ein gutes Gedicht nachhaltig auf sich wirken zu lassen, ein klein Stück poetischer Begabung schläft, so kann sich jeder, wenn er genug Ausdauer und Belesenheit besitzt, zu einem gewissen „Lyriker“ ausbilden, ohne dabei die Kunst des individuellen, dichterischen Schauens zu verstehen. Unter den nachfolgenden Verfassern sind manche, die das Dichten auf diesem Wege erlernt haben mögen. Jedenfalls sehen sie die Welt so, wie sie viele sehen. Ihr Dichten ist mehr ein Reproduzieren, als ein Produzieren. Die Lieder sind nicht aus dem Überfluß des Herzens geschöpft, sondern geschrieben, um müßige Stunden angenehm auszufüllen. Die Verfasser stehen den Stoffen objektiv gegenüber. Sie können frei unter denselben wählen. Die Stoffe liegen auf der Linie, in der sich die Gedanken nach Feierabend am liebsten bewegen.

Man könnte die Dichter, die zu dieser Gruppe gehören, Sonntagspoeten nennen. Sie besingen, wie Albert Bütow in seinen Mußestunden (Danzig. Kommissionsverlag Homann & Weber) oder wie Hermann Siegler Schmidt in seinen Gedichten „Aus Licht und Leben“ (Berlin. Verlag von R. Voll) die Tages- und Jahreszeiten, ohne denselben neue Attribute hinzufügen zu können, das Erwachen der Liebe, das deutsche Vaterland, besonders den Rhein und seine funkelnden Weine, sowie die patriotischen Fest- und Gedenktage; sie widmen ihre Bücher, wie Bütow, dem Vaterland und dem Freundeskreis, oder geben sich, wie Siegler Schmidt, zufrieden, wenn ihre Gedichte, wie Blumen, die der Herbstwind verweht, imstande sind, das Herz eines vorüberziehenden Wanderers zu bewegen. Auguste Goepel sagt von ihren Gedichten (Bauzen. C. Kühls Buchhandlung), daß sie nicht von hohem Rang und Wert sind; obwohl wir manchmal spüren, daß hinter den Gedichten eine edle Begeisterung flammt, wie man ja keinem der bisher genannten Verfasser eine liebenswürdige Gesinnung, die auf das Große und Schöne gerichtet ist, abstreiten kann. Noch mehr Gemüt beweist Adelheid Eberhardt-Bürk in ihrem Buche „Aus Höhen und Tiefen“ (nebst Gedichten von Karl Eberhardt †. Karlsruhe. Verlag F. J. Reiff). Die Verfasserin trachtet einzig nach der Liebe Gottes und dichtet nicht, um die Gunst der Menschen zu gewinnen. Sie reimt, wie alle Dilettanten, ganz gewandt und neigt dazu, sich in religiösen Betrachtungen zu ergehen. Ähnlich muß man auch über die „Schlichten Weisen“ von Ludwig Pfroepffer (Zweite Folge. Greiz. Fürstl. Hofbuchdruckerei) urteilen, obwohl dieselben sehr viel männlicher und pathetischer sind. Pfroepffer ist ein Gelegenheitsdichter, der nicht nur zu Kaisers Geburtstag, sondern auch an internationalen Imkerfesten, Radfahrerfesten u. u. seine Verse losläßt. Die schlichten Weisen haben einen lokalen, persönlichen Charakter, und für diejenigen, die sie etwas angehen, mögen sie eine willkommene Gabe sein.

Otto Ernst hat mit den oben besprochenen Autoren wenig zu thun; aber auch seine Gedichte (Leipzig. Verlag v. L. Staackmann) zeugen nicht von einer starken lyrischen Begabung, wie man uns manchmal glauben machen will. Am allerwenigsten ist er ein Anschauungsdichter. In die Poesien schleichen sich an vielen Stellen häßliche Reflexionen ein, in denen uns der Verfasser für eine unklare und deshalb negative Weltanschauung gewinnen will. Für manche Leser erhält das Buch dadurch einen pikanten Beigeschmack. Wer aber tiefer zu sehen gewohnt ist, empfängt den Eindruck, daß hinter den wortprunkenden Versen eine schwankende, zerrissene Persönlichkeit steht. Wir lesen:

„Und dies bleibt immer deines Denkens Loß:
Wenn dich ein Strahl aus höchstem Himmel grüßte,
Er bleibt nicht dein — er schwindet hin in Nacht,
Wie die Morgana schwindet in der Wüste.
Zum Strande der Gewißheit lenkt dein Schiff
Nur, um ins Unbestimmte neu zu fliehen,
Bis einst auf hoher See in ihren Schoß
Das sturmerschlagne Wrack die Wellen ziehen.“ —

Wir wenden uns den jungen, aufstrebenden Talenten zu. Über die Sammlung „Weben und Streben“ von Hans Görbing (Halle a. S. Verlag C. A. Kämmerer & Co.) läßt sich nicht viel Vorteilhaftes sagen; doch scheint eine gewisse Begabung vorhanden zu sein, die uns aber bisher nicht zu großen Erwartungen berechtigt. Einige zarte Bilder und einige hübsche, frisch empfundene Gedichte verraten, daß wir von Rud. Jul. Lehner (Gedichte. Selbstverlag) noch einmal etwas Eigenartiges empfangen werden; doch wäre es dem jungen Manne zu empfehlen, mit etwas mehr Bescheidenheit und etwas weniger Kraftvertrauen aufzutreten.

Das Gedicht „Hannchen und Maria“ von Georg Baesecke (Göttingen. Lüder Horstmann) ist mit allerlei Flitter herausgeputzt, mit einigen altdutschen Versen und einigen klingenden, ungewöhnlichen Worten. Ab und zu ist es dem Verfasser gelungen, einen zarten Gedanken in eine romantische Form zu kleiden. Das Dichten ist ihm im allgemeinen wohl nur angenehme Spielerei. Da macht das Gedichtbuch von Walter Demisch „Vom Leben und vom Lieben“, (Lieder eines Zukunftslosen. C. Piersons Verlag) einen angenehmeren Eindruck: mehr Frische und Ursprünglichkeit. Demisch bemüht sich, seine Lieder aus der persönlichen Erfahrung zu schöpfen. Freilich nicht immer mit Glück. Die Stürme wilder Leidenschaftlichkeit brausen durch das Buch und bestärken in uns die Hoffnung auf einen kommenden Frühling. Auch die oft übermütigen, von Sehnsucht wenig angekränkelten Gedichte von Emil Hügli (Zürich. Caesar Schmidt) berechtigen zu Hoffnungen. Aber noch schlottern die Saiten auf der Harfe des Sängers; neben eigenen dringen auch fremde Töne an unser Ohr. Heines Einfluß ist deutlich erkennbar. Der Ausdruck ist noch nicht knapp und bestimmt genug. Hoffentlich wird das Leben die Saiten noch spannen, damit sie einen reineren, volleren Klang erhalten. Zum Schluß bleiben noch die Dichtungen von Carl Wilhelm „Im Traum und Leben“ (H. W. Th. Dieters Verlag, Leipzig) zu besprechen. Der Verfasser besitzt echte lyrische Begabung; doch verleitet ihn die geschickte Behandlung der Sprache nicht selten dazu, die Ausdrücke zu häufen. Gedichte wie „Der Schatten“ oder „Aber da kommt so ein Tag“ oder „Du bist gerecht“ u. a. erinnern in ihrer sprachlichen Einkleidung an Liliencron, dem auch das Buch zugeeignet ist. Aber es ist

zu erwarten, daß Carl Wilhelm alles Fremde abstreifen wird, und daß dann die Zeit für ihn kommt, wo er das Leben ringsumher mit eigenen Augen sieht. Am besten wird immer derjenige Dichter sein Talent pflegen, dem die Arbeit an Charakter und Weltanschauung wesentlicher ist, als die sprachliche Einkleidung der Gedanken, die von der wechselnden Mode beeinflusst wird. Nur was aus unserm Geiste geboren wird, trägt das Gepräge der Eigenart.

Ernst Ludwig Wulff.

Neue Bücher.

Karl Lorenz, Arminius oder der erste Freiheitskampf auf deutscher Erde. 275 S. Vornehm geb. 4 M. Heiligenstadt, F. W. Cordier.

Das vorliegende Buch ist der erste Teil eines auf vier Bände berechneten Werkes, welches die Urzeit germanischen Heldentums in ebenso vielen kulturgeschichtlichen Erzählungen zu schildern beabsichtigt. Der Verfasser verschmäht es, ein wissenschaftliches Werk zu liefern, jedoch nimmt er den Ruhm für sich in Anspruch, eingehende Quellenstudien getrieben und auf dem Grunde derselben ein nach Möglichkeit zutreffendes Bild der Zeitverhältnisse und der menschlichen Charaktere gegeben zu haben. Dieses Lob wird ihm niemand absprechen können. Auf jeder Seite findet man eine sorgfältige Ausnützung dessen, was uns aus der germanischen Vorzeit bekannt geworden ist, eine getreue Schilderung von Land und Leuten, von Sitten und Rechten. Ob er die Bauart der germanischen Siedelungen und Hütten oder den Hergang bei den Opfern um die Sonnenwendzeit oder das Familienleben oder die kriegerischen Gebräuche unserer Vorfahren schildert — überall erkennt man den Sachverständigen, den ehrlichen und gründlichen Forscher. Diese Eigenschaften würden dem Buche den Stempel eines wissenschaftlichen Werkes verleihen, aber es ist in Wirklichkeit mehr. Indem alle diese kulturgeschichtlichen Momente nur als Mittel zum Zweck, als Staffage, als Hintergrund einer romanhaften Erzählung verwendet werden, gelingt es dem Verfasser, das allgemeinemenschliche Interesse des Lesers zu erwecken und in die Teilnahme an den Lebensschicksalen seiner Helden unvermerkt eine reiche Belehrung zu verflechten. Den Gegenstand des vorliegenden Bandes liefert die römische Invasion unter Varus und der Befreiungskampf der Germanen unter Armin dem Cherusker. — Möchte das Buch seinen Zweck in weiten Kreisen erreichen, die Teilnahme an jenen weltgeschichtlichen Kämpfen in unserer Jugend und in unserem Volke zu erwecken und dadurch das nationale Gefühl zu beleben.

Oskar Pant, Ich bin bei euch alle Tage. Ein christliches Lebensbuch in Bild und Lied. Mit Bildern von B. Plochorst und Alexander Zick. Volksausgabe. 287 S. geb. 10 M. Leipzig, Jacobi & Zocher.

Ein neues Geschenkwerk für das christliche Haus, welches die höchste Beachtung verdient, nicht nur wegen des guten Gedankens, den Lebensweg des Menschen mit schönen Liedern und ebenso schönen Bildern zu begleiten, sondern vor allem wegen der

gediegenen Ausführung dieses Gedankens. In 15 Abschnitten reden hier alte und neue Meister zu uns von dem ersten Lebenstage, vom Taufstage, von den Tagen der Kindheit, vom Konfirmationstage, von den Lehr- und Wanderjahren, von Brautzeit und Ehestand, von Werktagen und Sonntag, vom stillen Hausfrieden und bewegten Lebenswegen, von Tagen des Glücks und des Leides, vom Lebensabend und vom letzten Lebenstage. Alle diese Themata sind durch Gedichte illustriert. Wir finden hier alte köstliche Perlen frommer deutscher Dichtung, die man nur ungern missen möchte, aber daneben auch und vor allem kommen unsere neueren und neuesten Dichter zu Worte. Mit besonderer Freude werden unsere Leser Namen finden, welche ihnen aus den „Monatsblättern“ lieb und vertraut sind, darunter manche, welche zu unseren ständigen Mitarbeitern gehören. Ich nenne von diesen: Paul Delius, Martin Greif, Karl Kelber, Karl Ernst Knodt, Elisabeth Kolbe, Emma Lehnerdt, Julius Lohmeyer, Frida Schanz, Lulu von Strauß-Torney, Herm. Unbescheid, Wilh. Wilms und Ernst Ludwig Wulff. Die sehr schön ausgeführten Bilder sind von dem bekannten B. Plochorst und von Alexander Zick beigezeichnet und erhöhen den inneren Wert des Buches bedeutend. Bei einer Auswahl von Geschenkwerken sollten unsere Leser vor allem dieses wertvolle und dabei wohlfeile Prachtwerk ins Auge fassen.

H. Roge, Das Liebesmahl. Schauspiel. 64 S. Teetschen a. E., Otto Henckel.

Das Schauspiel behandelt die Justerburger Duell-Affäre, indem es ziemlich genau die Vorgänge desselben wiedergibt. Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob es die Aufgabe der dramatischen Kunst sei, solche Tagesereignisse unerquicklicher Art mit ihren ungelösten Fragen auf die Bühne zu bringen; ich für meine Person muß bekennen, daß mich dieses Hervorzerrren an die Öffentlichkeit anwidert. Immerhin wäre die Dramatisierung das gute Recht des Dichters, wenn er das nötige Zeug dazu hat, das Einzelne zu verallgemeinern und allgemein-gültige Lehren aus dem Einzelfalle zu ziehen. Hier vermag das Talent des Verfassers völlig. Ist der erste Akt wenigstens lesbar und erträglich, so stößt das Folgende geradezu ab. Die jammervolle Hoffnungslosigkeit und Glaubensschwäche des unglücklichen Vaters, eines Geistlichen, die albernen Befürchtungen der Braut in der kritischen Stunde hätten weder niedergeschrieben noch gedruckt werden sollen. Eine ehrliche Kritik muß das Machwerk unbedingt ablehnen.

Wilh. Schröder, Aus der Kinderstube für Zeit und Ewigkeit. Eine Gabe für junge und alte Eheleute. 96 S. Vornehm geb. 1,50 M. Barmen, E. Biermann.

Das vornehm ausgestattete Büchlein will ein im höchsten Sinne pädagogisches Buch sein, erziehend nicht für die Kinder, sondern für die Eltern, die solch eine Erziehung, ein Emporziehen zu ewigen Gedanken, oft recht nötig haben. Dadurch wird es ein Erbauungsbuch. Es führt die Eltern an das Bettchen ihres Kindes und geleitet sie durch das Kindesleben hindurch, es löst in diesem Anschauen des Kindeslebens ernste, heilige Gedanken aus und lehrt sie, das Kleine und Geringe von einem hohen, christlichen Standpunkte aus zu betrachten. So wird es vielen Eheleuten, die es mit der Erziehung ihrer Kinder ernst meinen, eine sehr willkommene Gabe sein.

Dies und das.

Im 19. Hefte des „Magazin für Litteratur“ schreibt Hermann Bessmer bittere Worte über eine unserer modernen Errungenschaften, den Litteraten. Sonst gab es Dichter, Schriftsteller, Journalisten; jetzt hat sich zwischen oder über diesen Vertretern des Schrifttums eine neue Spezies herausgebildet: Der „schreibende Mensch“, der Litterat. „Der Litterat ist ein Massentier, eine durchaus plebejische Erscheinung, und hat als solche Decadence-Wert. Er bemüht sich nur, anerkanntes Mitglied einer anerkannten Richtung zu sein; ihm ist unwichtig, was er ist, wichtig nur, was er schreibt. Ihm ist selbst der längste aller Rausche, der Rausch der Persönlichkeit, schon verglommen; er lebt nicht für sich selbst, nicht einmal für das Leben, als einzigen Selbstzweck; er lebt für die Litteratur. Nichts natürlicher also, als daß solche Dichter sich in Schulen, gemeinsame Stile und Kunstprinzipien zwingen: in geschlossener Masse wirkt man gewaltiger.“

Über „Zeitungsdeutsch“ plaudert Johannes Gillhoff in der „Deutschen Welt“, indem er an Beispielen auf den Unterschied aufmerksam macht, der zwischen der anschaulichen Sprache Luthers, der Brüder Grimm, Goethes u. a. und dem zerfahrenen und zerdehnten Zeitungsdeutsch herrscht. Luther schreibt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“. Der Zeitungsmann würde etwa so schreiben: „Bei der stattgefundenen Zuangriffnahme der Welterschöpfung wurde in Anerkennung der vorliegenden Bedürfnisse und der unleugbar sich vernotwendigenden ausreichenden Beleuchtung zunächst die Zustandsetzung des Lichtes beliebt.“ — Die Engelsbotschaft an die Hirten lautet bei Luther: „Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren.“ Der Berichterstatter des Lokalblattes für Bethlehem umschreibt den Vorgang: „Seitens des Engels wurde den Hirten die Eröffnung gemacht, daß aus der Art und Weise seines Erscheinens einen Anlaß zu Befürchtungen irgendwelcher Art abzuleiten für sie nicht als vorliegend zu erachten sei. Vielmehr sei, wie er in seinen Ausführungen betonte, die Thatsache der unter dem Heutigen erfolgten Geburt Christi als eine allseits freudig zu begrüßende aufzufassen.“ — Wir ersparen uns jede Bemerkung zu diesen Vergleichen.

Sehr wahre und beherzigenswerte Worte über Volkslied und Volkstrachten schreibt Auguste Bender in der Wiener Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“: „Daß das Volk selber zwischen echt und unecht nicht unterscheiden kann, ist kein Grund, daß ein solcher Unterschied überhaupt nicht existiere. Welche Naivität ist sich ihrer selbst bewußt, und wäre eine solche nicht ein Widerspruch? Wenn die Landleute aus der Privatwohnung der Herren Lehrer, aus Pfarr- und Wirtshäusern, überall, wo Klavier geklimpert und gesangvereinsmäßig gesungen wird, nichts als Kunstlieder hören, so können sie garnicht anders, als dieselben für schöner, d. h. vornehmer als ihre unkomponierten Lieder zu halten, wie sie dies inbetreff ihrer alten Trachten schon längst gethan haben. Man hätte dem Volke schon früher klar machen sollen, wie schön diese alten Trachten sind, und das Gefühl des Minderwertigen nicht in ihm aufkommen lassen sollen. Man hätte es auch gekonnt, wenn nur die Honoratiorenfrauen kleinerer Orte selbst gebildeter und ihre Töchter keine hochnäsigen Gänschen

gewesen wären. Ebenso könnten die Gesangvereine dem Landvolke Respekt vor seinen alten Liedern als seiner edelsten Eigenart geben, wenn sie es nicht vorzögen, statt dessen nichts als volkstümlich gewordene Kunstlieder, und zwar als „erschwerten“, d. h. widersinnigen „Volksgefang“ zu geben. Sagt es doch lieber gleich grade heraus: „Das Einfache und Prunklose ist uns zuwider, und wir haben dafür gesorgt, daß auch das Publikum nur „durchkomponierte“ Lieder will.“ Gut, dann aber nenne man solche „durchkomponierte“ Lieder nicht Volkslieder, denn das echte Volk weiß nichts von Langerweile und Übersättigung, auch wenn es zehn oder mehr Strophen nach einer und derselben Weise singt.“

Ein nettes Stück konfessioneller Feinsüßigkeit haben sich die Kölner geleistet. Sie ließen in der Philharmonie das Schauspiel von Max Halbe „Jugend“ aufführen und erlaubten sich in diesem Stücke die seltsamsten Verwandlungen. Der biedere katholische Pfarrer Hoppe hatte sich in einen protestantischen „Pastor“ verwandelt, und der düster-fanatistische Kaplan Schigorsti war ein evangelischer „Kandidat“ geworden. Das arme Mädchen sagt nicht: „Ich werde Schwester, ich geh' ins Kloster“, ihre Resignation giebt sich in dem Entschlusse kund: „Ich werde Diakonissin.“ Sinngemäß redet der Kandidat nicht von der „heiligen Kommunion“, sondern von der „heiligen Konfirmation.“ Die Wörter „Priester“, „Beichte“, „Kaplan“, „Katholiken“ sind natürlich gestrichen und ins Protestantische übersetzt. Der katholische Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ ist zu einem ungefährlichen, anspruchslosen „Guten Morgen“ verblaßt. Für die Verstorbene wurde statt der „Seelenmesse“ eine „Predigt“ gelesen. An der stark naturalistischen Färbung hat man dagegen im „hilligen Köln“ keinen Anstoß genommen; vielleicht war die Angst vor der Lex Heinze nicht so groß wie diejenige vor den gestrengen Kritikern der „Kölnischen Volkszeitung.“ Wer die „Jugend“ nur halbwegs kennt, wird bei diesen Nachrichten nicht aus dem Kopfschütteln herauskommen. Es ist ein einfacher Blödsinn, wenn man die grade hier überaus charakteristisch gezeichnete polnisch-ultramontane Atmosphäre in eine protestantische verwandelt, weil dadurch das Problem der Helbin ein unlösbares und unverständliches wird. Läßt sich Max Halbe solche Vergewaltigung gefallen?

Wie die Tageszeitungen melden, hat der Unterrichtsminister jedem Oberpräsidenten je fünfzehn gebundene Exemplare der nachbezeichneten Schriften von Wilhelm Raabe: Chronik der Sperlingsgasse, Ein Frühling, Halb Mähr halb mehr, Der Hungerpastor, Pfisters Mühle, Gesammelte Erzählungen Band 2, zugestellt, die an Volksbibliotheken weitergegeben werden sollen. Angesichts des Charakters der Raabeschen Schriften scheint uns diese Anordnung des Unterrichtsministers sehr angemessen und dankenswert; unverständlich aber ist es uns, wenn es in dem Erlaß des weiteren heißen soll: „Wegen des ausgesprochen evangelischen Charakters der Schriften Raabes empfiehlt es sich, sie nur an Volksbibliotheken mit einem ausschließlich evangelischen Leserkreise zu verteilen.“ Wilhelm Raabe ist nichts weniger als ein katholikeneindlicher Schriftsteller, und wenn einzelne seiner Schriften sich sozusagen in evangelischem Milieu bewegen, so ist das doch wahrlich kein Anlaß, sie vor den Katholiken zu verstecken. Hier hat man offenbar die Rücksichtnahme und die Feinsüßigkeit gegenüber den Katholiken bis zu einem Grade getrieben, über den sich gebildete Katholiken selbst wundern dürften.

Der Verlag Eugen Dieblich in Leipzig, der sich unbezweifelte und auch von uns stets gern anerkannte Verdienste um die moderne Litteratur erworben hat, läßt einen Prospekt ausgehen, in welchem er mehrere seiner Verlagswerke empfiehlt. Darunter befindet sich auch die Empfehlung der Brochüre von Fritz Bredow „Offener Brief an die Mecklenburgische Landeskirche.“ Über dem Titel steht zu lesen: „Eine kühne Reiterattacke auf den Jesuitismus in der protestantischen Kirche“, und die Empfehlung selbst beginnt mit den in ihrer Einfachheit und Wucht grandiosen Worten: „Es ist eine Thatsache, daß jeder junge Theolog, der im Geist des 20. Jahrhunderts lebt, den Geist der Wahrhaftigkeit in sich töten oder wenigstens verschleiern muß, falls er in Amt und Würden kommen will.“ — Wir enthalten uns jeder Anmerkung zu diesem Urteile, welches tausende unbescholtener Männer kurzerhand als unwahrhaftig oder heuchlerisch denunziert, empfehlen dem Verlage jedoch dringend, auch seine Prospekte von ernsthaften Leuten schreiben zu lassen.

Das Überbrettel hat einen Verteidiger gefunden in der „Feder“, einer Zeitschrift für die deutschen Schriftsteller und Journalisten, und zwar von dem Gesichtspunkte aus, daß das Überbrettel dem Schriftsteller die beste Gelegenheit biete, ohne Zeitvergeudung und große Unkosten bekannt zu werden. Auch ein Standpunkt! Die künstlerische Höhe des Überbrettel, insbesondere des von Detlev v. Siliencron geleiteten, wird übrigens schlagend durch die Thatsache gekennzeichnet, daß der „berühmte“ Rechtsanwalt a. D. Fritz Friedmann neuerdings in ihm aufgetaucht ist. Wir stimmen dem „Kunstwart“ aus vollem Herzen zu, wenn er schreibt: „Es ist ganz sicherlich nicht nur unser sehnlischer Wunsch, den Namen eines unserer besten Dichter von dieser Bude gelöst zu sehen.“

Auf Anregung von Heinrich Stümcke hat sich in Berlin eine Gesellschaft für Theatergeschichte gebildet, die bereits gegen 150 Mitglieder, Universitätsprofessoren und andere Gelehrte, Intendanten, Direktoren, Dramaturgen, Theaterkritiker, Schriftsteller und Bühnengehörige zählt und sich nunmehr an alle Theaterfreunde wendet. Die Gesellschaft bezweckt die Herausgabe wertvoller Monographien, Neudrucke und Nachschlagewerke auf dem Gebiete der Theatergeschichte, Schauspielkunst und Dramaturgie. Der jährliche Beitrag beträgt 12 Mark.

Die Münchener Zeitschrift „Die Gesellschaft“ führt vom letzten Hefte an das Diskussionsreferat bzw. das Korreferat in der Litteratur ein.

Frau Ida Boy-Ed, die Verfasserin zahlreicher Novellen und Romane, feierte am 17. April in Lübeck ihren 50. Geburtstag.

Denkmäler sollen in Darmstadt für Goethe und in Wiesbaden für Schiller errichtet werden.

Friedrich Schleiermacher soll endlich ein bescheidenes Denkmal erhalten. Man will seine Porträtbüste vor der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, in der er seit 1809 predigte, aufstellen; ein Denkmalskomitee fordert zu Beiträgen auf.

Das Shakespeare-Denkmal für Weimar ist nunmehr gesichert. Am 22. April ist vom geschäftsführenden Ausschusse beschlossen worden, von einer Konkurrenz zur Erlangung von Entwürfen abzusehen und Herrn Professor Otto Lessing in Berlin mit der Aufertigung einer Skizze zu betrauen.

Bret Harte ist am 6. Mai auf seinem Landstutze in Camberley bei London gestorben. Er hat in seinen „Argonautengeschichten“ zuerst die Wahrheit über Kalifornien gesagt und hat damit der Welt ein neues Land mit seinen eigenartigen Sitten und Gewohnheiten erschlossen. Neben diesem Skizzenwerke haben seine Gedichte und seine Parodien seinen Ruhm begründet. Leider ist dem glänzenden Anfange seiner Dichterlaufbahn kein entsprechender Fortschritt gefolgt; Vielschreiberei und flüchtiges Arbeiten haben nach und nach auch seine Bewunderer ihm entfremdet.

Briefkasten.

E. G. in Mülheim. Der 20. April war der hundertjährige Todestag von Schillers Mutter.

Aug. Kn., Weisenburg. Ich bitte, von der Einsendung Ihres Manuscriptes abzusehen.

Johs. W., Hamburg. Gedichte ungeeignet.

Ad. Th. W., Altenburg. Eine Abhandlung über Nicolaus Lenau ist mir bereits von anderer Seite zugegangen und zum Druck angenommen.

Dr. F., Cöfeln. Die Gedichte sind leider ungeeignet. Herzlichen Gruß!

H. W. L. H., Hamburg. Der an sich gute Gedanke Ihres Gedichtes ist viel zu weit ausgesponnen, sodaß er ermüdet.

G. Br., Wellingholzhausen. Gut gemeint, aber nicht gut gelungen.

J. D., Hamburg. Ein nettes Reimtalent, aber leider nichts weiter.

Frage: Sind sämtliche Werke des irischen Dichters Th. Moore schon ins Deutsche übertragen oder nicht? Wenn sie sämtlich übertragen wären, so wäre ich für die Angabe der besten Ausgabe im Briefkasten dankbar.
H. R., Lüneburg.

Bis zum 15. Mai sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- | | |
|--|---|
| A. Gödecke, Gesammelte Gedichte. Geb. 1,50 M. Braunschweig. | Norbert Jacques, Im Banne. Gedichte. 90 S. geh. 1,50 M. Dresden, E. Pierson. |
| Walter Demisch, Die Sehnsüchtigen. Drama in einem Aufzuge. 20 S. Halle a. S., Selbstverlag. | Matthias Blank, Am Hochzeitmorgen. Ein Familienereignis in drei Zeiten. 94 S. geh. 1,50 M. Dresden, E. Pierson. |
| A. Roge, Das Liebesmahl. Schauspiel. 64 S. Tetschen a. S., Otto Hendel. | Eduard Löff, Burg Ehrenstein. Eine Sage vom Niederwald. 156 S. geh. 2,50 M. Dresden, E. Pierson. |
| Felix von Fuchs-Nordhoff, Ringendes Leben. Dichtungen. 134 S. geh. 2 M. geb. 3 M. Hamburg, Alfred Janssen. | Theodor Gessly, Lenau als Naturdichter. Litterar-historische Abhandlung, dem Andenken Lenaus zu seinem 100. Geburtstage, 13. August 1902, gewidmet. 58 S. geh. 1,50 M. Leipzig, D. Grackauer. |
| Arthur L. Zellinek, Internationale Bibliographie. Kunstwissenschaft. Jährlich 6 Hefte. 10 M. Berlin W., B. Behr. | Joh. Weyde, Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. 272 S. 1,50 M. Leipzig, G. Freytag. |
| Alfons Paquet, Lieder und Gesänge. 124 S. geh. Berlin, G. Grote. | Hohenzollern-Jahrbuch 1901. V. Band, geh. 20 M. geb. 24 M. Berlin u. Leipzig, Giesecke & Devrient. |
| Adolf Golst, Sternschnuppen. Gedichte. 149 S. geh. Berlin, G. Grote. | |
| Alfred Berg, Die wichtigste geographische Litteratur. Ein praktischer Wegweiser. 75 S. geh. 70 Pf. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. | |

Zeitschriftenchau.

- Ballade, Die deutsche.** Von Hans Benzmann. Litterar. Echo. 16.
Baummeister, Bernhard. Von Josef Schmid-Braunfels. Neue Bahnen. 9.
Bierbaum als Lyriker. Von Heinr. Meyer-Benfey. Magazin für Litteratur. 17. 18.
Bismarck im Ausland. Von Bruno Gebhardt. Nord und Süd. 302.
Bräutigam's Auf dem Heimwege. Von Franz Diederich. Deutsche Heimat. 31.
Büchner, Georg. Von Alex. Bürger. Hessenland. 9.
Bühnengeschichten. Von Bodo Wildberg. Litterar. Echo. 15.
Dialektlitteratur, Neuere. Von D. Belgien. Deutsche Heimat. 30.
Drama, Eine neue Gestalt des. Von Eugen Holzner. Wage. 17.
Episches, Didaktisches und Gemischtes. Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 10.
Fidus. Von Otto Grautoff. Lotse. 32.
Frenssen's Jörn Uhl. Von Herm. v. Blomberg. Deutsche Heimat. 32.
Grillparzer's Esther, Die Quellen derselben. Von Rud. Krauß. Internat. Litteraturberichte. 10.
Historische Erzählungen, Neue. Von Max Ewert. Litterar. Echo. 15.
Holzamer, Wilhelm. Von Fr. W. v. Desteren. Neue Bahnen. 8.
Jöben's Peer Gynt. Von Fr. W. v. Desteren. Neue Bahnen. 10.
Karikatur, Eine Geschichte der. Von G. Schneegans. Lotse. 30.
Klinger's Beethoven. Von Max Graf. Wage. 18.
Kritische Gänge. Von Karl Stork. Litterar. Warte. 8.
Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 8.
Künstlerische Erziehung, Die Feinde der. Von Otto Ernst. Lotse. 29.
Kulturarbeit, Deutsche. Von Rob. Mielke. Deutsche Heimat. 30.
Kultur und Bühne. Von Karl Friedr. Heitmann. Lotse. 31.
Kunst-Ausstellungen. Von Karl Scheffler. Lotse. 32.
Kunstpöbel. Von Viktor Fleischer. Litterar. Warte. 8.
Lesebuch, Das deutsche. Von Otto Wendlandt. Magazin für Litteratur. 19.
Litterat, Der. Von Herm. Bessmer. Magazin für Litteratur. 19.
Litteraturbriefe, Pariser. Von Karl Friedr. Heitmann. Magazin für Litteratur. 17.
Litteraturwissenschaftliche Werke, Neue. Von Ferd. Gruner. Internat. Litteraturberichte. 9. 10.
Lyrif, Neue. Von Laur. Kiesgen. Litterar. Warte. 8.
Mascagni-Schicksal, Das. Von Max Graf. Wage. 20.
Meyer-Förster, Wilhelm. Von Heinr. Lee. Nord und Süd. 302.
Religiöse Litteratur, Neue. Von Walter Wolff. Litterar. Echo. 16.
Sage, Ist sie tot? Von Fritz Lienhard. Deutsche Heimat. 32.
Scheerbar, Paul. Von Paul Wiegler. Litterar. Echo. 16.
Schiller's Briefe an das Breslauer Theater. Von Max. Schlesinger. Osten. 3.
Schlaf, Johannes. Von Hans Benzmann. Lotse. 31.
Schmitthenner's Neue Novellen. Von Alb. Geiger. Litterar. Echo. 15.
Schoenau-Carolath, Prinz Emil zu. Von Aug. Fr. Krause. Osten. 4.
Storm's Jugendlyrik. Von Hans Bethge. Lotse. 32.
Tolstoi und die Keuschheit. Von Otto Helmut Hopfen. Lotse. 30.
Uebersetzungslitteratur. Von Wilh. Holzamer. Litterar. Echo. 15.
Wildenbruch und Vererbung. Von Karl Gruber. Erwinia. 8.
Zarathustra, Das Urbild des. Von Philo vom Walde. Osten. 3.

Ferner:
Die Feder. Nr. 69. 70.
Der Scherer. Nr. 16—18.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warnke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.
 Verlag: Gose & Teylaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin, Pölitzerstraße 81.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Juli 1902.

Heft 10.

Das Volkslied.

Es naht ein bittendes Gebilde,
 Ein Hirtenkind, dem Herde Dein
 Es kommt aus tauigem Gefilde:
 Demütig tritt es bei Dir ein

Schön ist die Nacht; so muß es singen
 Sein schwermutvolles Antlitz glüht.
 Es tönt sein Sang wie Harfenklingen:
 Ein Schauer geht durch Dein Gemüt

Rings fließt das Mondlicht durch's Gelände — —
 Die Schwelle läßt das Hirtenkind:
 O, leg' Dein Herz in seine Hände!
 Es führt Dich gut, folgst Du ihm blind

Es ist ein Sproß aus altem Stamme.
 Sein schlichter Sinn ist Demantzier:
 Ruf' oft zu Deiner Herdesflamme
 Das deutsche Lied! — es fühlt mit Dir!

Ravolzhausen.

Sascha Elfa.

Die Kranke.

So blaß und schwach! — — und die ganze Nacht
 Starrst Du hinauf in die Sternenpracht.

Dein Antlitz lächelt, es leuchtet fast, —
 Was Du dort oben gefunden hast?

Verborgen ein Sternlein, weltfern und still,
 Auf das Deine Seele sich schwingen will?

Schöneberg.

Carl Klings.